Der

Congreß zu Wien.

Hiſtoriſcher Roman

von

Eduard Breier.

Zweiter Band.

Wien, 1854.

Jaspers W^me & Hügel.

Der Congreß zu Wien.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Eine große Jagd.

Wandelbar wie das Schickſal der Menſchen iſt auch das Loos der Luſtſchlöſſer.

Der reizende Aufenthalt mit dem grünen herrlichen Parke und den blinkenden Teichen, das jetz ſtille Laxenburg, war vom Feſtkomité des Kongreſſes zum Schauplatze manchen Feſtes erwählt.

Die einſt prächtige „Favorite“ in der Vorſtadt Wieden war der Lieblingsaufenthalt Karl VI. Dort ſtarb er, die todesmatten Arme gegen jenen Flügel des Palaſtes gerichtet, den Thereſia bewohnte, indem er rief: „Barcelona, Barcelona, Belgrad, Belgrad!“

Maria Thereſia floh die Favorite und ſchuf Schönbrunn. Hier genoß ſie die kargen Lebensfreuden und ertrug den langen Schmerz, um den Tod des geliebten Gemals, ſeit deſſen Hinſcheiden ſie ſich alljährlich wochenlang in Schönbrunn verſchloß, um ihren Verluſt ungeſtört beweinen zu können.

Joſef II. eröffnete den Augarten ſeinem und dem

Vergnügen aller Welt. Der schlichte Sommerpalast im Augarten und Laxenburg theilten sich in seine Gunst.

Unter Kaiser Franz stieg wieder die Beliebtheit Laxenburgs, und der Augarten mußte zurücktreten. Jene berühmte Ritterburg entstand, welche der jungen Generation ein treues Bild feudaler Zeiten versinnlichen sollte; Wendeltreppen, Verließ, Rennbahn, gothische Pfeiler, und Bogen, Eisenstangen, das Bild eines gefangenen Templers, Ketten und Folterinstrumente, kurz der ganze Apparat mittelalterlicher Weh- und Wahrzeichen lebte als Curiosität wieder neu auf. Die Schaulustigen pilgerten hinaus, um die schaurige Illustration der eben sehr beliebten Werke des Herr Spieß in natura zu schauen, und um über die japanische Brücke zu wandeln, deren Dach voll bunter Glasglocken hing, die, vom Winde gewiegt, eine geisterhafte Musik erklingen ließen.

In Laxenburg war es, wo so manche patriarchalisch-launige Hofunterhaltungen statt fanden, wo z. B. bei einem festlichen „Fischen" im Karpfenteiche, am Grunde der Fluth, unsichtbare Zauberei waltete, so daß sämmtliche Angelruthen sich mit einem Male unter schwerem Fange bogen, und jeder Fischer zum Ergötzen aller Anderen, einen possirlich kostümirten Fisch aus den Fluthen zog, bis endlich der Leibarzt Stift sogar ein Wickelkind an das Licht des Tages förderte, was den gelehrten Mann in nicht geringe Verlegenheit versetzte.

Zur Zeit des Kongresses stand Laxenburgs Gestirn im Zenith seines Glanzes.

Das Festcomité arrangierte eine große Jagd in den Auen des Luftschlosses.

Es lag auch im Plane, in der Ritterburg eine mittelalterliche Gerichtsscene darstellen zu lassen, und die Rollen dazu waren bereits vertheilt, allein die Kaiserin Maria Ludovica verhinderte die Aufführung, sie machte die gerechte Einwendung, daß diese Bilder der Angst und der Folter einen düsteren Eindruck hervorbringen und dem Feste, welches darauf folgen sollte, eine nachtheilige Stimmung bereiten würden.

Viele Tausende strömten nach Laxenburg. Glücklich, wenn sie in der Nähe des Weihers ein Plätzchen eroberten und Zeuge des folgenden Schauspiels sein konnten.

Auf dem Spiegel des See's schwamm ein Miniatur-Geschwader, bestehend aus einer kleinen Fregatte mit Kanonen und vollständiger Takelage nebst mehreren anderen Fahrzeugen mit bunten Flaggen verziert.

Die Souveräne sämmtlich zu Pferde, mit Ausnahme des Königs von Würtemberg, der mitten unter ihnen wegen seiner Beleibtheit im Wagen saß, waren von Kaiser Franz angeführt.

Unweit vom See lag ein sumpfiger Platz, wo gewöhnlich ein Masse von Wasservögeln Zuflucht fand, auf die es vorerst abgesehen war, denn das Schauspiel sollte mit einer — Falkenjagd beginnen.

Die gothtische Burg gab einen passenden Hintergrund zu diesem Vergnügen.

Voran zieht eine Reihe Piqueurs, in Gewändern,

welche in Form, Schnitt und Farbe denen gleichen, wie ſie die Zeiten des „letzten Ritters“ geſchaut.

Sie halten die Hunde an der Koppel und die klugen Thiere beſchnuppern den Boden und warten ruhig des Momentes, wo ſie von den ſeidenen Schnüren befreit dem Wilde entgegengeſchickt würden.

In zweiter Reihe kommen die Falkner, nach mittelalterlicher Sitte die Vögel auf den Fäuſten tragend, deren Augen durch eine Lederkappe bedeckt ſind.

Dort harren die erlauchten Jäger und Jägerinnen.

In der erſten Reihe die öſterreichiſche Kaiſerin, eine Diana an Schönheit, Muth und Geſchicklichkeit, ihr zur Seite Kaiſerin Eliſabeth, die Königin Karoline und ein Flor anderer Damen, darunter viele im Koſtume des ſechzehnten Jahrhunderts.

Den Hintergrund füllte endlich die Maſſe der Zuſchauer, die ſich in alle Räume der weitläufigen Anlagen verloren, um dem Schauſpiele aus der Ferne beizuwohnen, da ihnen das Weilen in der Nähe nicht gegönnt war.

Die Piqueurs ſetzen ſich in Bewegung und machen Halt an einer Stelle, wo der Spiegel des Weihers ſich unter Schilfrohr und Binſen verbirgt.

Die Hunde werden losgekoppelt, ein Zeichen und ſie ſtürzen in's Moor.

Ihr Gebell durchgellt die Stille, luſtig wedelnd und eifrig ſchnuppernd durchſtöbern ſie den Sumpf.

Die Blicke Aller ſchweben über dem See, um auf die aufgeſchreckte Beute zu lauern.

Jetzt rauſcht es im Schilfe, ein prächtiger Reiher erhebt ſich anfangs ſchwer und etwas unbeholfen, ſo daß man faſt Muße gewinnt, ſein graues Gefieder zu bewundern, dann aber entfaltet er völlig ſeine ſtarken Schwingen und hebt ſich mit kräftigem Schwunge hoch in die Luft.

Kaum ſchwebt der Reiher in der Höhe, ſo halten ſich die Falkner bereit, muntern die Vögel durch Worte auf und erwarten den Wink der Kaiſerin.

Er erfolgt, man zieht einem Falken die Lederkappe ab und läßt ihn los.

Einen Moment lang iſt der Vogel von dem Glanze der Sonne wie geblendet, der Falkner wendet ihn nach jener Richtung, wo der Reiher ſchwebt und zeigt mit dem Finger nach dem flüchtigen Gegner.

Jetzt ſchüttelt der Falke die Flügel, ſtößt einen Schrei aus und fährt wie der Blitz in die Luft.

Der Reiher erblickt den Todfeind und verſucht ſich höher zu heben, aber es ſcheint als lähme der Schreck ſeinen Flug, er bleibt zurück, und ſchon ſchwebt der Falke über ihm wie das Unheil.

So oft der Gejagte ſich aufwärts erheben will, hört er den Flügelſchlag drohend über ſich und taucht furchtſam hinab gegen den Boden.

Doch dort ſind die Jäger, ihnen will er nicht nahen.

Er ſucht nach ſeitwärts zu entkommen, aber ſchon hat das Auge des Falken dies erſpäht, er ſtürzt hinab und zwingt den Reiher die Richtung zu ändern.

Dieſer Wettkampf im Fliegen, wobei der Flügelſchlag des Jagenden den Gejagten ſtets begleitet, dieſes Necken

und Spielen in den Lüften ermüdet den Reiher, er zeigt ſich gereizt, er fühlt, der Kampf müſſe aufgenommen werden, bevor ſeine Kraft ihm entwichen, er entſchließt ſich daher zum Widerſtand und weiſt dem Feinde kühn den langen Schnabel, der jenem wie ein ſcharfes Schwert entgegendroht.

Darüber ſcheint der Falke ergrimmt, er umkreiſt ſeine Beute und ſtößt hart an ihr vorüber bis zur Erde hinab, dann aber ſchwingt er ſich auf mit der ihm eigenen Schnelle und bevor das Menſchenauge es noch gewahrt, hat er ſich in der Seite des Gegners eingekrallt.

Nun beginnt der Kampf, Leib an Leib, Kraft wieder Kraft, Wuth gegen Wuth.

Der Reiher ſtößt dem Feinde ſein Schnabelſchwert zwiſchen den Flügeln und dem Halſe in's Fleiſch, der Falke krächzt und bohrt ſeinen krummen Schnabel in des Anderen Seite, der Reiher ſchüttelt ſich, aber der Falke hat ſich feſtgekrallt und läßt ſich von dem Gegner tragen, er ſcheint zu wiſſen, daß dieſe doppelte Laſt den Andern um ſo ſchneller ermüden werde.

Während dem ſticht der Reiher unermüdlich auf ihn los und man ſieht, wie ſich die Federn Beider blutig färben.

Der Sieg ſchwankt, der Kampf iſt unentſchieden, ja er ſcheint ſich ſogar auf die Seite des Reihers zu neigen, denn die Schläge des Falken werden matter, und nur kurze Friſt noch, und er wird gezwungen von der Beute zu laſſen.

Nun erſcheint ein neuer Kämpfer auf der Scene.

Die Falken unten ahnen trotz ihrer blendenden Kap-

pen, was in den Lüften vorgeht, ſie ſind unruhig, ſträuben die Federn und ſchwingen ihre Flügel.

Dieſe Theilnahme findet Beachtung, man ſendet dem bedrängten Kämpfer einen zweiten zur Unterſtützung.

Das prächtige braune Gefieder läßt in dieſem zweiten Falken ein Weibchen erkennen, es iſt bekannt, daß die Weibchen dieſer Gattung nicht nur größer, ſondern auch ſtärker und kühner ſind.

Schnell wie der Gedanke fliegt es auf, ohne Seitenbewegung, ohne Scheinmanöver.

Als ob es die Gefahr kenne, ſtürzt es ſich auf den Reiher und hackt den Schnabel in deſſen Hals ein.

Unten ertönen die aufmunternden Rufe der Jäger, das Bellen der Hunde und die Fanfaren der Hörner, während oben der Reiher die Krallen des neuen Feindes in ſeinem Rücken fühlt und ſich zu wehren ſucht.

Vergebens! Die Falken drohen ihn zu erſticken, er verſucht, ihnen durch Wendungen zu entkommen und vermags nicht; mit dem quillenden Blute mindert ſich ſeine Kraft, nur kurze Zeit noch und er zieht erſchöpft ſeine Schwingen ein und läßt ſich zur Erde fallen.

Die beiden Falken ſtoßen ein Siegesgeſchrei aus und als wären ſie bei den Menſchen in die Schule gegangen, hacken ſie dem Beſiegten unaufhörlich in die Augen und zerren ihn, ohne auch nur Einen Moment von ihm zu laſſen, zu den Falknern, ihnen gleichſam die eroberte Beute zu Füßen legend.

Wie die alte Sitte es erheiſcht, tritt nun ein Pi-

queur vor, zieht aus dem Halse des Reihers die feinen zierlichen Federn und übergibt sie dem Kaiser Alexander.

Der Czar nähert sich mit ritterlicher Ehrerbietung der schönen Kaiserin von Oesterreich und bringt ihr, das Gefieder überreichend, seine Huldigung dar.

Die Hörner blasen Siegesrufe, gleichsam als Tafelmusik für die siegreichen Vögel, welche eben daran sind, ihre Beute zu verschlingen, die Zuschauer drängen sich zu den Falknern, um sie zu beglückwünschen.

Nun erfolgte ein abermaliges Signal und die ganze Menschenmasse gerieth in Bewegung, Jäger und Zuschauer strömten nach einem andern Theile des Parkes.

Der Schauplatz ist ein anderer, die Jagd auch.

Ein großer Rasenplatz, von einem Gehölze umgeben, ist der Schießstand, dahinter erhebt sich ein kreisförmiges Amphitheater für die Zuschauer.

Die erlauchten Jäger und Jägerinnen stehen durch Zwischenräume von einander getrennt, Jeder hat vier Pagen hinter sich, welche die Gewehre laden und außer diesen Piqueure mit Lanzen zur Abwendung jeder unvorhergesehenen Gefahr.

Jetzt ertheilt die Kaiserin einen Befehl, Fanfaren ertönen, der Wald wiederhallt von dem Rufen der Treiber und dem Bellen der Hunde.

Seit gestern schon hatte das allgemeine Treiben stattgefunden, das Wild brach also in wenigen Minuten aus allen Räumen des Gehölzes hervor und gehetzte Hirsche, Eber und Hasen liefen über den Rasenplatz.

Der erste Schuß knallt, der zweite, dann beginnt

ein Lauffeuer, nur kurze Zeit und mehrere hundert Thiere bedecken den Boden und färben mit ihrem Blute den grünen Rasen.

Die Zuschauer brechen in Jubel aus und die Jagd ist zu Ende.

Mittlerweile ist der Abend herangebrochen.

Der Rasenplatz und die Alleen des Gartens werden durch Feuerbecken erleuchtet, die Fenster des Ritterschlosses erglänzen im Kerzenlichte und zeigen, daß man dort zum Empfange und zur Bewirthung der erhabenen Gäste bereit ist.

Aber nicht Alle, denen es gegönnt war, das Schauspiel im Freien mit anzusehen, waren zum Mahle im Schlosse geladen, nur wer an der Jagd Theil nahm, durfte eintreten, außer diesen gab es der Auserwählten wenige, denn die Gemächer vermochten keine große Zahl zu fassen.

Ein Orgelkonzert während des Mahles bildete den künstlichen Theil des heutigen Festes.

Unter denen, die das Schloß nicht betraten, bemerken wir zwei Gruppen. Die Personen, welche sie bilden, sind: Graf Fedor von Tulezim, Helene, seine Tochter, Theodora Asav, Graf Arthur Wasili und Achille Montferon.

Das Zusammentreffen in Larenburg geschah nicht zufällig, sondern erfolgte planmäßig, wobei dem Marquis das Verdienst der Erfindung gebührt.

Am Morgen desselben Tages harrte ein geschlossener Wagen in der Jägerzeile, in welchem Graf Wasili

ſaß; Achille ſtand unweit davon, und hielt das Thor jenes Hauſes im Auge, wo Theodora wohnte.

Er hatte zu Waſili geſagt: „Heute iſt Jagd in Larenburg, wir wollen ſpähen, ob meine Dame dahin fährt, vielleicht gelingt es uns durch ſie auch den Gegenſtand Ihrer Aufmerkſamkeit kennen zu lernen.“

Die jungen Leute durften nicht lange warten, denn die ſchöne Griechin fuhr in der That ſchon am Morgen aus dem Hauſe und die beiden Freunde folgten ihr.

Auf der Landſtraße vor dem Raſumowski'ſchen Palais wurde Halt gemacht.

Theodora eilte in's Hotel, ihr Wagen fuhr fort.

Bald darauf fuhr ein anderer Wagen vor, Helene ihr Vater und Theodora erſchienen, ſtiegen ein und fuhren gegen Larenburg, der Wagen der jungen Leute folgte ihnen.

Waſili war entzückt.

„Jetzt,“ rief er, „haben wir ſie, ſie waren die drei Masken, der alte Herr der Sultan und das Fräulein die eine Favoritin; dieſen Herrn ſah ich auch ſchon einmal, es war beim General Uwarow, er nennt ſich Graf Fedor Tulczim. Meine Dame iſt wahrſcheinlich ſeine Tochter und die Andere ihre Freundin. Wir ſind orientirt, nun iſt es unſere Aufgabe, die Flagge im Auge zu behalten, damit wir einen paſſenden Moment erhaſchen, ſie zu begrüßen. Im Laufe des Tages wird ſich wohl einer ergeben.

Die junge Leute hielten ſich feſt hinter den Damen und wichen nicht von deren Fährte.

Die Bewegung in Larenburg war zu groß und das

Schauſpiel zu anziehend, als daß die Abſicht der jungen Leute von dem alten Grafen bemerkt werden konnte. Er ahnte nicht, daß vier Augen unabläßlich auf ihn und ſeine Begleiterinnen gerichtet waren. Nicht ſo die Damen, die Falkenjagd hatte noch nicht begonnen und ſie wußten ſchon wer hinter ihnen ſei.

Sie blickten einander an und lächelten.

Helene benützte einen unbemerkten Moment, um der Freundin zuzuliſpeln: Die beiden Herren ſcheinen ſich's heute in den Kopf geſetzt zu haben, uns nicht aus den Augen zu laſſen, das nenn' ich eine lobenswerthe Ausdauer!

Waſili verdiente das eben geſpendete Lob nicht ganz, die Ungeduld, ſich der Dame zu nähern, gewann die Oberhand und er raunte dem Marquis zu: Geſchehe was da wolle, nähern wir uns dem Grafen. Ich ſpreche ihn an.

Achille hielt ihn zurück und ſagte: Er wird ſich unſerer von der Redoute her erinnern und wir haben kaum eine günſtige Aufnahme zu gewärtigen; darum Geduld.

Die Jagd war zu Ende und die Dunkelheit brach an.

Die jungen Leute mußten ſich, um die Damen nicht aus dem Auge zu verlieren, denſelben noch mehr nähern.

In dieſem Momente trat ein ruſſiſcher General heran und ſprach den Seeoffizier an.

Ah, ſieh da, die Majeſtät von China, ſagte er lächelnd, was machen Sie da?

Ich harrte der Dinge, die noch kommen werden, Herr General.

Dieſe Reden, hinter dem Rücken des Grafen Tulczim geführt, bewogen ihn, ſich umzuwenden.

Herr Graf von Witt, rief er freudig überraſcht, es freut mich, Sie zu ſehen.

Helenens Vater und der General drückten ſich freundſchaftlich die Hände, und da Waſili ſich zurückzuziehen Miene machte, ſagte Witt launig: Bleiben Sie, Majeſtät!

Als ihn Tulezim verwundert anſah, fuhr er fort: „Wie, werther Freund, kennen Sie den jungen Herrn nicht, das iſt ja der Kaiſer von China!“

Alles lachte, denn das Abenteuer Waſilis hatte die Runde durch die Salons gemacht und war daher auch dem alten Grafen bekannt.

Vielleicht war es die Dunkelheit, welche Helenens Vater den jungen Mann nicht erkennen ließ, vielleicht auch fand er es für gut, den Vorfall auf der Redoute zu ignoriren; genug, er bewillkommte Arthur und den Marquis freundlich und machte ſich die überflüſſige Mühe, die jungen Leute den Damen vorzuſtellen.

Der General ſchloß ſich freundlich dem alten Grafen an und die Kavaliere erhielten ſtillſchweigend die Aufgabe, die Damen zu geleiten.

Das Geſpräch war anfangs wenig belebt.

Das Feuerwerk, welches man auf dem kleinen See abbrannte, die von den Zinnen der Burg erklingende Muſik und der Jubel der Zuſchauer unterbrachen es.

Das Feſt war zu Ende.

Die Geſellſchaft brach auf, um zu den außerhalb des Parkes harrenden Wagen zu gelangen.

General Witt, der väterlicher Seits von dem Grafen

Witt, dem Großpensionär Hollands, abstammte, hatte eine der glänzendsten militärischen Carieren gemacht.

Im sechszehnten Jahre Oberst, befehligte er im achtzehnten die Küraſſiere der Kaiserin, eines der schönsten Regimenter Europa's

Kaiser Alexander hatte ihn mit der Organisation der russischen Militär-Kolonien beauftragt, und das war eben der Stoff seines Gespräches mit dem Grafen Tulczim.

Man langte bei der Kalesche an, aber Witt konnte sich nicht von dem Grafen trennen.

Ihre Auskünfte, lieber Freund, sagte er, sind für mich von unschätzbarem Werthe, Sie müssen mit mir fahren, ich kann den Weg nach Wien nicht besser benützen, als wenn ich mich von Ihnen belehren lasse. In der Stadt fehlt Ihnen und mir die Muße, wir können nicht so anhaltend und ungestört sein, wie im Wagen.

Helenens Vater hatte dagegen nur das Bedenken, daß in diesem Falle die beiden Damen allein würden fahren müssen.

Der General fand alsogleich Rath und sagte: Warum dies? Seine Majestät von China und der Herr Marquis werden sich mir zu Gefallen dem Ritterdienst unterziehen.

Wasili hätte dem General um den Hals fallen mögen.

Helenens Vater machte keine Einwendung; man bestieg den Wagen. Die beiden Grafen jenen des Generals, die vier jungen Leute den andern. Der dritte Wagen, nämlich der, in welchem Arthur und Achille gekommen waren, wurde leer nach Hause geschickt.

„Welch' ein Glück," rief Wasili aus, „als das Gefährt

ſich in Bewegung ſetzte, ich werde es dem General nie vergeſſen.“

„In der That, ſagte der Marquis, dünkt es mir ein Traum zu ſein; ich ſehe in dieſer Erfüllung unſeres heißeſten Wunſches ein günſtiges Omen für die Zukunft.“

„Meine Damen, Sie zürnen uns doch nicht, daß der General ſolch ein treffliches Arrangement traf? fragte der Marineoffizier.“

„Wir haben keinen Grund dazu, erwiederte Helene, wir verhielten uns paſſiv und nahmen gehorſam die uns zugemutheten Beſchützer an.“

Blos gehorſam? fragte Waſili.

„Halt, mein Herr, rief Helene, Sie ſprechen, als ob wir wer weiß wie lang bekannt wären. Sie ſehen mich heute zum erſten Male.“

„Und dies Eine Mal genügt, Sie nie wieder zu vergeſſen.“

„Sie beabſichtigen wohl, mir eine Liebeserklärung zu machen?“

„Ich will blos meinem ſchüchternen Freunde mit gutem Beiſpiele vorangehen.“

„Es genügt, erwiederte das Fräulein ſcherzend, wenn Einer im Namen Beider zu uns ſpricht, dann wiederholt es ſich wenigſtens nicht.“

„Und Sie, gnädige Frau, ſprach Montferon, was meinen Sie?“

„Ich denke, es wird noch beſſer ſein, wenn Sie Beide ſchweigen.“

„Oh!“

„Hören Sie. Sie wollen uns Ihre Gefühle bekennen; uns ſteht es frei, Ihnen Glauben zu ſchenken oder nicht; im letzteren Falle nützt Ihr Geſtändniß Ihnen nichts und im erſteren iſt es überflüſſig.“

„Warum überflüſſig? Wird denn ein Geſtändniß nicht erſt durch eine Erklärung hervorgerufen?“ fragte Waſili.

„Ei, mein Herr,“ antwortete Theodora, „Sie werden doch nicht hoffen, daß man Ihnen hier im Wagen mit einem zärtlichen Bekenntniſſe entgegen kommen wird?“

„Das iſt nicht nöthig, gnädige Frau, wir ſitzen uns ſo nahe, daß wir uns nicht entgegen zu kommen brauchen, kurz und gut, ich liebe —“

„Mich?“ unterbrach ihn Theodora lachend.

Waſili ließ ſich nicht irre machen, denn er hatte von der Dunkelheit begünſtiget, die Hand Helenens gefaßt und fuhr im ernſten Tone fort:

„Ich liebe heiß und innig, weil ich noch nie geliebt habe. Auf der See hat man keine Zeit zum Lieben und ich habe die See ſeit früher Jugend nicht verlaſſen. Ich liebe nicht blos um zu lieben, ſondern weil ich in dieſer Liebe das Glück meines ganzen Lebens zu finden hoffe. Bleibt dieſe Liebe unerwiedert, dann kehre ich an Bord zurück und thue, ſo wahr Gott in meiner Todesſtunde mir beiſtehe, ein Gelübde, meinen Fuß nie wieder auf feſtes Land zu ſetzen. Ich verlobe mich dann auf lebelang mit jener Braut, die mir bisher die einzige geweſen, mit der Wellenbraut.“

Die Energie des Seemanns verfehlte nicht einen ernſten Eindruck zu machen.

Theodora und Achille ſchwiegen.

Helene horchte mit Entzücken den Worten, ſie erwiederte nichts, doch der Offizier fühlte den zitternden Druck ihrer Hand und nahm das ſtumme Geſtändniß mit Wonne auf.

Er zog ehrerbietig die Hand an ſeine Lippen, küßte ſie inbrünſtig und ſagte dann: „Gott ſegne dieſe Stunde!“

Man hätte dem lebhaften, lebensfrohen jungen Manne dieſe Tiefe des Gefühls, dieſe fromme Empfindung nicht zugetraut.

Eine Pauſe verſtrich, worauf Waſili ſich zu Achille kehrte und ſagte:

„Mein Freund, ich bin glücklich, warum zögern Sie an die Pforte zu klopfen, damit auch Sie im Reiche der Wonne Einlaß finden?“

„Gnädige Frau,“ wendete ſich der Marquis zu Theodora, „darf ich der Aufmunterung meines Freundes Gehör ſchenken?“

„Gedenken Sie vielleicht auch mit einer Wellenbraut zu drohen?“ fragte die Griechin.

„Ich bin nicht ſo raſch entſchloſſen wie mein Freund, ich weiß daher noch nicht, was ich thun würde, wenn mir das Unglück einer Abweiſung zu Theil würde.“

„Sie ſprechen von Unglück?“

„Bei Gott, gnädige Frau, es wäre ein unausſprechliches Unglück für mich.“

„Sie ſollen nicht unglücklich ſein,“ verſetzte Theodora, „ob aber glücklich? das liegt in Gottes Hand!“

Die jungen Leute waren es.

Wasili wurde redselig wie noch nie, seine gute Laune fand tausend Scherze, er neckte die Damen und unterhielt sie durch seine glückliche Gabe, selbst die gleichgiltigsten Dinge angenehm vorzubringen.

Er saß dem Fräulein, der Marquis Theodora gegenüber; im Eifer des Gespräches geschah es einmal, daß Wasili in der Meinung, es sei Helenens Hand, jene der andern Dame erfaßte und eine Menge Dinge sprach, worauf jene etwas hätte erwiedern sollen, was aber natürlich nicht geschah, bis Theodora den Irrthum unter Lachen aufklärte, worauf Wasili im Affekte beide Hände des Fräuleins in Beschlag nahm und sie gar nicht mehr los ließ.

So ging es fort den ganzen Weg bis nach Wien, der allen Vieren viel zu kurz vorkam. Denn als das Rasseln auf dem Pflaster sie erkennen ließ, daß man bereits durch die Vorstädte fahre, riefen sie fast einstimmig im Tone des Bedauerns: „Schon in Wien!“ und Wasili setzte hinzu: „Oh, warum geht es nicht so fort bis nach Moskau!“

„Sie sind ungenügsam, mein Herr.“

„Ja, Fräulein Helene, ich bin ungenügsam, und ich werde es Ihnen beweisen, daß ich es bin. Ich besitze Ihr Herz, doch es genügt mir nicht, denn ich strebe auch nach Ihrer Hand, und wir wollen hören, was Ihr Herr Vater darauf erwiedern wird.

„Ich könnte Ihnen seine Antwort im Voraus sagen.„

„Oh, sprechen Sie.“

„Das geht meine Helene an, wird er erwiedern.“

„Und was wird seine Helene entgegnen?“

„Ein Jahr Probe, und hat ſich der Ritter bewährt, hier meine Hand.“

„Die Wagen hielten vor dem Palais Raſumowsky, man ſtieg aus, die jungen Leute wurden vom Grafen Tulczim zu ferneren Beſuchen geladen, man verabſchiedete ſich, Arthur und Achille fuhren mit dem General in die innere Stadt, Theodora in dem Wagen des Grafen nach der Leopoldſtadt.“

„Wien zählte unter den Hunderttauſenden vier glückliche Herzen mehr, und der Kaiſer von China, als er in ſeiner Wohnung anlangte, jubelte:“

„Ich habe am Kongreß zwei Allianzen geſchloſſen, Eine wird mich erheben, die Andere wird mich beglücken, jene iſt eine ſtaatliche, dieſe eine häusliche, dort winkt mir die Ehre, hier erwartet mich das Glück, welch' eine Großmacht kann ſich mit mir meſſen? Es leben die Allianzen!“

Zweites Kapitel.

Die zweite Produktion.

Wie zu erwarten, übte die neue Ankündigung des Landwehrwirthes ihre Wirkung.

Ein Mädchen, das die Flöte bläst, welche Seltenheit!

Zu den frühern Verehrern fanden sich neue, man brannte vor Begierde, die reizende Josefine zu hören.

Graf Marsan war, als ihm die Ankündigung zu Gesichte kam, außer sich, und es war ein Glück, daß er am selben Tage nicht jenen berühmten Vortrag seines Chefs zu kopiren hatte, in welchem Herr von Talleyrand zu den Bevollmächtigten sagte: „Meine Herren, ich bringe Ihnen mehr, als Sie besitzen, ich bringe Ihnen die Idee des Rechtes, die Legitimität.“ Der junge Graf hätte sich an diesem Tage sicherlich verschrieben und Herrn von Talleyrand sagen lassen: „Ich bringe Ihnen die schöne Josefine!“ was vielleicht einiges Kopfschütteln verursacht haben würde.

Als der Abend kam, den er nicht erwarten konnte, begab sich der Graf zum Landwehrmann. Er vermied es, den Marquis mit sich zu nehmen, er ging heute allein.

Die Schenkstube war voll, Marsan fand an einem

Tiſche einen Platz, wo bereits zwei junge Burſchen und ein Mädchen ſaßen.

Der Graf war, ohne daß er es wußte, in eine „gewagte“ Geſellſchaft gerathen, wie man in Wien zu ſagen pflegt.

Seine Tiſchgenoſſen gehörten jener Klaſſe von Bewohnern der entlegendſten Wiener Vorſtädte an, wo Muthwille, Derbheit, Spottſucht und Händelluſt zu Hauſe ſind, und wo jener Wiener Jargon geſprochen wird, den ein Deutſchredender nicht hervorbringen kann, und den man wie das Sanskrit ſtudiren muß, um nur den Sinn zu verſtehen.

Es waren mit Einem Worte zwei Erdberger Rouè's und ein Wäſchermädchen „feſch und wiff, keck und verwogen“, wie man ſich in jener Niederung ausdrückt, wo einſt Richard Löwenherz in einer Hütte erkannt und von Fiſchern gefangen wurde. Von daher ſcheint ſich die Löwenherzigkeit der Erdberger zu datiren, die noch vor einigen Jahren gefürchtet, auch oft in Hütten entdeckt, aber ſtatt von Fiſchern von der Polizei gefangen wurden.

„Die Zwillinge waren noch nicht erſchienen.“

„Marſan hing ſeinen Gedanken nach und ſprach kein Wort.“

„Die Erdberger fühlten ſich darob beleidiget und machten laut ihre Gloſſen.“

„He, Sepperl, ſagte der Eine, haſt nichts gehört, is Einer auskommen?“

„Von wo denn?“

„Von drüben!“

Dabei deutete der Burſche nach der Gegend, wo die Alſervorſtadt liegt.

„Aus'm runden Haus?“ (Irrenhaus).

„Schmeckts was?“

„'S kann ſein!“

„Ein Heuriger?“

„Mit einer Naſe!“

„Der Teurel! Eine Naſe hat er auch? Ich hab' glaubt, er riecht mit'n Augenbrau'n.“

„Dös is a G'ſchwuf!“

„Herrgott, von dem möcht' ich ein Junges haben!“

„Aber ein Mand'l müßt's ſein,“ ſetzte die Waſſernymphe keck hinzu.

Alle Drei lachten.

Marſan, obwohl der deutſchen Sprache vollkommen mächtig, verſtand von dieſem Wortgeplänkel doch nichts, wohl aber fielen ihm die Schielblicke der jungen Burſchen auf, er begriff, daß von ihm die Rede ſei.

Nach einer Pauſe fuhren die liebenswürdigen Jünglinge fort:

„Sepperl!“

„Na, was gibt's?“

„Hat er d'Strauchen?“

„Warum denn?“

„Weil er nix ſchmeckt.“

„Vielleicht hört er ſchlecht.“

„Soll ich ihm's ſtecken?“

„Na, 'ſiſt noch zu früh, Tond'l!“

„Laßt ihm ſeine Freud',“ meinte das Mädchen, „wir

ſind ihm halt zu g'ring, deswegen gibt er ſich mit uns nicht ab. Vielleicht iſt's ein großer Herr."

„So ſchauen's aus."

„In der „Kluft!"

Graf Marſan hätte alle deutſchen Lexikons der Welt durchſtöbern können, er würde in keinem gefunden haben, daß, wie dieſen Erdbergern, das Wort „Kluft" mit „Kleidung" gleichbedeutend ſei.

„Na, ein hübſches Bürſchl bleibt's doch."

Dieſe ernſtlich gemeinte Aeußerung des Mädchens mißfiel dem Sepperl und erweckte ſeinen eiferſüchtigen Groll; er kehrte ſich raſch zu Graf Marſan und ſagte überlaut:

„Sie, wir ſind da im Prater, ich bitt', habens keinen Hirſchen g'ſeh'n?"

Dieſer Frage folgte ein vielſtimmiges Gelächter.

Marſan blickte ſeine Tiſchgenoſſen finſter an und ſagte: „Was wünſchen Sie, mein Herr?"

„Siehſt Du's, da haſt Du's," rief der Tond'l, „haſt immer g'ſagt, er kann nit deutſch, und er red't wie gegoſſen."

„Ich frage, was Sie wünſchen?"

„Nix, gar nix, als ein Biſſerl mehr Freundlichkeit und ein Biſſerl weniger Stolz. Wenn Sie uns nicht anſchau'n wollen, brauchen Sie ſich nicht an den Tiſch zu ſetzen, wo wir ſitzen."

Marſan begriff, was er ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, und war eben d'ran, eine begütigende Ant-

wort zu geben, als der Eintritt der Zwillinge ihn deſſen überhob.

Joſef als Mädchen verkleidet trug die Flöte, Joſefine zum Knaben verkappt, die Harfe.

Die Landwehrwirthin hatte ihre Schuldigkeit gethan, die Toiletten der Zwillinge vervollkommten die Maske bis zur höchſten Täuſchung. Es war nicht möglich, eine Verkleidung zu erkennen, keine Seele dachte an eine Myſtifikation, Niemand ahnte einen Trug.

Die Produktion begann und man ſtaunte über die Meiſterſchaft des Spiels, trotzdem, daß die Geſchwiſter heute — ſo meinte nämlich das getäuſchte Auditorium — die Inſtrumente gewechſelt hatten.

Wie rein, wie ſeelenvoll blies ſie die Flöte — wie zart, wie weich griff er in die Saiten der Harfe.

Ein großer Theil der Zuhörer hatte auch der erſten Produktion beigewohnt und ſtellte einen Vergleich an. Einige meinten, der Bruder habe die Flöte doch ein wenig kräftiger geblaſen, ſeine Töne ſeien voller geweſen; Andere behaupteten wieder, die Schweſter ſei die Meiſterin, ſie ſpiele heute die Flöte ſo unübertrefflich, wie es neulich bei der Harfe der Fall geweſen.

Der Landwehriſt ließ ſeine Gäſte hadern und kritiſiren, nickte ſeiner zweiten Hälfte pfiffig zu, das Bier recht hoch ſchäumen zu laſſen und munterte die Geſchwiſter heimlich zu Muth und Ausdauer auf.

Joſef, ſeiner Rolle getreu, nahm alle ihm dargebrachten Huldigungen mit einem zierlichen Knix auf, duldete ſchämig, wenn ihm ein galanter Gaſt in die Wange

knipp, ließ ſich beim Einſammeln die Hände drücken, ja er fühlte ſogar, wie ſich eine ſchwere Hand um ſeine Taille ſchlang, und vergaß ſchier ſich loszuwinden, was bald zu einem Verrathe der verſchiedenen Toilettbehelfe geführt hätte und von unangenehmen Folgen geweſen wäre.

Der junge Graf war heute vorſichtiger wie neulich. Seine Spende überſtieg jene der übrigen Gäſten nicht, doch verſäumte er es nicht, der falſchen Sammlerin einen bedeutungsvollen Blick zuzuwerfen, den Joſef lächelnd entgegennahm.

Joſefine ſtand während deſſen unangefochten im Winkel; es fiel Niemanden ein, hinter dem ſchönen Knaben die Jungfrau zu ſuchen; das ganze Ungewitter zudringlicher Zärtlichkeit und loſer Liebesworte entlud, ſich über den Bruder und ſie blieb zu ihrer größten Freude verſchont.

Die Produktion nahm ihren ungeſtörten Fortgang, die Stabsrosl rieb ſich vergnügt die fetten Hände und murmelte vor ſich hin: „Ich bin eine kluge Frau, meine Liſt gelingt vollkommen; das Publikum will gefoppt werden, alſo ſoll es gefoppt ſein.

Man ſieht, wie ſich die ſchönen Seelen der Stabsrosl und eines römiſchen Autors trafen.

Aber man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben, nicht zu früh klaſſiſche Stellen in's Wieneriſche überſetzen.

Frau Rosl triumphirte zu früh; ganz ohne Wetter ſollte der Abend nicht ablaufen.

Wir erwähnten bereits, daß in Bezug auf die Künſtlerſchaft der Zwillinge die Meinungen geſchieden waren;

auch die Erdberger Burſchen nahmen Theil an einem Wortwechſel, der in dieſer Angelegenheit entſtand.

„Sie mögen mir's glauben," ſagte einer der Gäſte, „ich verſtehe Muſik, ich habe den Bruder neulich gehört, und höre die Schweſter heute, und ich verſichere Sie, das Mädchen bläſt beſſer."

„Nein, nein, das iſt nicht wahr."

„So ging es eine Weile fort.

Auf einmal erhob ſich der Sepperl und rief: „Meine Herren, wir ſind Viele hier, die bei der erſten Produktion nicht anweſend waren."

„Gut, was weiter?"

„Wir haben heute die Schweſter blaſen hören, wiſſen aber nicht, wie der Bruder bläſt."

„Weiter, weiter!"

„Die Zwillinge ſollen daher ihre Inſtrumente wechſeln und dann werden wir hören, wer's beſſer kann."

„Bravo, bravo!"

Allgemeine Acclamation, man hörte nur den Ruf: „Inſtrumente wechſeln!"

Die Geſchwiſter wurden bleich, Herr Sinzinger blieb erſtarrt ſtehen, und die Stabsrosl rieß die Augen auf, wie Anno Neun, wenn es plötzlich hieß: „Der Bonaparte iſt da!"

Joſef und Joſefine blickten ſich verzweiflungsvoll an; wenn das verehrungswürdige Publikum auf den Inſtrumententauſch beſtand, ſo war der Skandal fertig, denn er ſpielte ſo wenig die Harfe wie ſie die Flöte.

Der Landwehrmann fühlte ſich gezwungen, in ſeinem und der Spielleute Intereſſe das Wort zu ergreifen.

„Meine Herren," bat er und hielt zwei volle „Plutzer" in die Höhe, die eben beſtellt worden waren, „ich bitte, erlauben Sie mir eine beſcheidene Einwendung.

„Nix Einwendung!"

„Fort mit jeder Einwendung!"

„Meine Herrſchaften, ich bitte, ein Wechſel der Inſtrumente kann nicht ſtattfinden."

„Kann nicht? Warum nicht?"

„Weil jeder Produktion mehrere Proben vorausgehen müſſen."

„Papperlapapp, es wird auch ohne Prob' gehen."

„Die Leutl ſpielen ja Alles auswendig."

„Meine Herrſchaften, Herr Joſef kann heute nicht die Flöte blaſen."

„Warum nicht?"

„Vielleicht weil heute Mittwoch iſt?"

Allgemeines Gelächter.

Herr Sinzinger wurde nicht mehr angehört und mußte mit ſammt ſeinen beiden „Plutzern" den Rednerſtand verlaſſen.

Die Zwillinge glaubten vor Angſt vergehen zu müſſen; aber noch waren ſie nicht ſchutzlos, noch der Willkühr des Publikums nicht überlaſſen, die Wirthin hinter der Schenke miſchte ſich in den Streit, und indem ſie beide Arme in die Hüften ſtemmte, ſchrie ſie:

„Meine Herren und Damen, ich verbitte mir jeden Skandal in meiner Hütte."

„Oho, was iſt das für ein Ton?“

„Das iſt der Ton einer Praterwirthin und wem dieſer Ton nicht recht iſt, der kann geh'n, der Zimmermann hat für Alle das Loch offen gelaſſen.“

„Oho, Frau Wirthin, ſo geht's nicht, wir haben die Spielleute gezahlt, wir wollen für unſer Geld auch etwas hören.“

„Sie haben ein Recht zu verlangen, daß wir unſerer heutigen Ankündigung nachkommen, das geſchieht indem Herr Joſef die Harfe und Mamſell Joſefine die Flöte ſpielt, von einem Wechſel der Inſtrumente iſt jedoch in unſerer Ankündigung keine Rede, daher haben Sie auch kein Recht, desgleichen zu begehren.“

Dieſes Argument wirkte zum Theil, von mehreren Seiten vernahm man die Worte: „Das iſt wahr, die Wirthin hat Recht!“ worauf die Praterdame mit ſtolzer Würde entgegnete: „Ich habe immer Recht, merken Sie ſich das!“

Zu jenem Theil des Publikums, bei welchem die Einwendung der Frau Rosl verloren ging, gehörten auch die Erdberger.

Herr Sepperl wollte ſich nicht zufrieden geben, er hörte nicht auf zu rufen: „Wechſeln, wechſeln, ich will den Joſef blaſen hören!“

Dieſe Oppoſition ärgerte die Wirthin und ſie ſchrie dem Burſchen zu: „Kommen's morgen, ſo wird er Ihnen Ein's blaſen, heut' hat er keine Zeit dazu!“

Große Heiterkeit.

Die Wäſcherin glaubte ſich ihres Anbeters anneh-

men zu müſſen und rief zur Wirthin hinüber: „Ich bitt' mir mehr Manier aus, Madame, Sie ſind jetzt nicht mehr bei der Landwehr.“

Das war ein Funke in eine Pulvertonne geſchleudert, Frau Rosl flammte auf, die Landwehr war ihre ſchwache, oder vielmehr ihre ſtarke Seite, wer ſie dabei faßte, der forderte eine Löwin gegen ſich heraus.

„Hoh, hoh, Mamſell, rief ſie der Erdbergerin zu, mir ſcheint gar, Ihnen iſt meine Landwehr nicht recht, ich hab die Franzoſenkugeln pfeifen hören.“

„Da haben's wahrſcheinlich Sie ausgepfiffen.“

„Still, oder meiner Seel', Sie ſollen auch etwas pfeifen hören!“

„Ruhig, die Damen, ruhig.“

„Weiter ſpielen, weiter ſpielen!“ ſo rief es von den meiſten Seiten.

Marſan, welcher noch zeitlich genug das Gewagte ſeines Platzes kennen lernte, hatte ſich an jenen Tiſch gemacht, der den Zwillingen zunächſt ſtand, und errang dort durch einen Vergleich in Güte einen Sitz, von wo aus er ungehindert mit den Geſchwiſtern ſprechen konnte.

„Joſefine erkannte in ihm den jungen Herrn, der ihr bei der erſten Produktion die Fünfziggulden-Note geſpendet hatte und erröthete.“

„Marſan bemerkte dies nicht, denn er hatte ſein Augenmerk immer auf Joſef gerichtet und warf der vermeintlichen Harfnerin Liebesblicke zu und ließ ſie tiefe Seufzer hören.“

„Während des Worthaders flüſterte der Graf den

Kindern zu: Fürchten Sie sich nicht, wenn es zu einem Allarm kommen sollte, werde ich Sie schützen!"

„Die Zwillinge zitterten trotzdem, denn sie dachten an Hollabrunn; Wien ist jedoch nicht Hollabrunn, und es kam zu keinen Thätlichkeiten, man kühlte sich durch die Zunge ab."

„Marsan war glücklich, den Rest des Abends in der Nähe der vermeintlichen Schönen zuzubringen und machte ihr aufs Eifrigste den Hof."

„Er bedauerte den längeren Zwischenraum zwischen der ersten und der heutigen Produktion und erkundigte sich, wo die Geschwister während dieser Zeit gewohnt?"

„Josef bedachte die Folgen und weigerte sich, die verlangte Auskunft zu geben. Marsan drang vergebens in ihn, er hätte fast dem kindischen Eigensinn gezürnt, wenn nicht ein anderer Gedanke ihn beseelt hätte, dem zufolge er die Stube verließ."

„Der Abend schritt vor, die Geschwister spielten ungestört weiter und ernteten wie das Erstemal Beifall und Geld in Menge."

„Frau Rosl, welche durch ihre Energie den Frieden des Hauses gerettet hatte, machte um die eilfte Stunde der Conversation ein Ende, indem sie den unersättlichen Musik- und Bierfreunden — man konnte dies nicht mehr streng unterscheiden — erklärte, daß morgen auch wieder ein Tag sei, was mit andern Worten sagen sollte:" „Wir brauchen morgen auch wieder Gäste."

„Man gehorchte und entfernte sich."

„Gott ſei Dank! riefen die Geſchwiſter, daß der heutige Abend ruhig vorüber ging.“

„Laßt Euch kein graues Haar wachſen, tröſtete Frau Rosl, von morgen an ſpielt ihr in unſerem Gaſthauſe auf der Laimgrube — jetzt aber macht, daß Ihr nach Hauſe kommt, draußen wartet ſchon der Wagen, der Euch nach der Laimgrube bringt, ſagt den Leuten zu Hauſe, daß wir baldnachkommen.“

Joſef und Joſefine nahmen ihre Inſtrumente, eilten hinaus und ſtiegen eiligſt in den Wagen, welcher ſich alſogleich in Bewegung ſetzte.

Vor dem Hauſe des Landwehriſten wurde Halt gemacht, und die Zwillinge ſtiegen aus.

Mit ihnen zugleich ſah man einen Mann den Bock verlaſſen, der ſich unbemerkt entfernte, da er ſeine Abſicht die Wohnung der Geſchwiſter zu erfahren, erreicht hatte.“

„Dieſer Mann war Graf Marſan.

Drittes Kapitel.

Nicht jede Schlange findet eine Eva.

Der Ertrag, der zweiten Produktion, war noch größer als jener der ersten, und doch vermochten die Geschwister sich ihres Glückes nicht zu freuen.

Am anderen Vormittage saßen sie bei einander und besprachen die Scene des vorigen Abends, deren Angst sie jetzt noch durchbebte.

„Ach, rief Josefine, was wäre geschehen, wenn die Leute auf dem Wechsel der Instrumente bestanden hätten?"

„Du bist gar zu ängstlich, liebe Schwester, im schlimmsten Falle wären wir vorgetreten und hätten die Wahrheit bekannt."

„Welche Schande!"

„Für uns nicht. — Es hätten sich höchstens die schämen müssen, die mich für ein Mädchen hielten und mir so eifrig den Hof machten, zum Beispiel der hübsche blonde junge Herr, der Dir bei der ersten Produktion fünfzig Gulden auf den Teller legte. Gestern war er nicht so freigebig, drang dagegen in mich, ihm unsere Wohnung zu sagen."

„Was du natürlich verweigertest."

„Wozu braucht er unsere Wohnung zu wissen?"

„Er muß wohlhabend sein, gehört vielleicht gar einem höheren Stande an."

„Gleichviel, er soll nur hübsch ferne bleiben, oder wünschest Du vielleicht..."

„Josefine unterbrach den Bruder mit einiger Heftigkeit:"

„Nein, lieber Josef, ich wünsche nichts, ich heiße Alles gut, was Du thust."

Im Gemache nebenan begann eben die Musikstunde des Kanarienvogels und man hörte Herrn Balthasar Kern emsig orgeln.

Bald darauf erschien Frau Rosl.

„Na, Kinder, sagte sie, habt Ihr Euch schon vom gestrigen Sturm erholt? Sapperment, war das ein Auftritt! Aber nicht wahr, ich hab' mich tapfer gehalten? Ich hab' ihnen die Schneid' genommen und das Wilde herab geräumt. Oh, ich versteh' mich darauf, noch von der Landwehr her, da hab' ich auch manchen Sturm abzuschlagen gehabt. Da war Euch bei der Brigade, zu der wir gehörten, eine Batterie und natürlich die dazu gehörigen Kanoniere. Unter diesen befand sich ein Vormeister, d. i. derjenige, welcher die Kanonen richtet, ein tüchtiger Kerl, ein gedienter Konstabler, der schon die neunziger Kriege in Italien unter Alvinizi mitgemacht hat. Wenn der dicke Stöpsel gut aufgelegt war, erzählte er immer, wie er seitwärts St. Martin drei Tage lang allein mit einer Kanone auf einer vorspringenden Höhe detachirt war; wie er den Bonaparte fast immer vor Augen gehabt und wie er diese drei Tage ohne Unter-

brechung auf ihn ſchoß, ohne ihn nur ein einziges Mal zu treffen. Dieſer Vormeiſter ließ ſich's einfallen mir hinter meines Mannes Rücken den Hof zu machen. Einmal als er gar zu patzig wurde, ſchlug ich Lärm und ſchrie ihm zu, daß die ganze Batterie ſammt den Stuckknechten es hören mußte: Mein lieber Freund, ein Vormeiſter, der auf den Bonaparte drei Tage hinter einander ſchießt und ihn nicht ein einziges Mal trifft, ſoll ſich ſchämen, einem ordentlichen Frauenzimmer unter die Augen zu treten! Und wißt Ihr, Kinder, was mir der Kanonier antwortete? Er ſagte: Wiſſen Sie, Frau Rosl, daß ich den Bonaparte nicht treffen wollte!"

„Oho, warum nicht?"

„Ihretwegen?"

„Meinetwegen? Wie ſo das?"

„Ich will es Ihnen erklären. Hätt' ich damals den Bonaparte getroffen, ſo wär' er ſpäter nicht Konſul und nicht Kaiſer von Frankreich geworden. Er hätte die Schlachten bei Auſterlitz und Jena nicht gewonnen, wir hätten jetzt keinen Krieg, Herr Johann Sinzinger wäre kein Landwehrmann, Sie wären nicht beim Bataillon und ich müßte alſo auf das Vergnügen verzichten, Sie täglich zu ſehen."

„Na Kinder, war das ein galanter Vormeiſter! Hat ihm aber doch nichts genützt, denn mein Alter war ein zu guter Patriot und ein zu eiferſüchtiger Ehemann."

Wenn die Stabsrosl einmal in die Landwehr hinein gerieth, ſo vermochte ſie ſich aus dem Bayonnet-Labyrinth nicht mehr heraus zu finden; es iſt daher nicht abzuſehen, was ſie den Zwillingen noch aufgetiſcht haben würde,

wenn man unten nicht dringend ihren Namen gerufen hätte, was sie zwang, hinab zu eilen.

Nach wenigen Minuten kehrte sie mit einem noblen jungen Herrn zurück, der mit Josef Feilhart dringend zu sprechen wünschte.

Die Geschwister erkannten den Spender der Fünfzig-gulbennote.

Es war in der That Graf Marsan.

Während der junge Kavalier eintrat, blieb die Wirthin in der offenen Thüre stehen und winkte hinter seinem Rücken Josefine zu sich heraus.

Das Mädchen leistete Folge und Josef und Marsan blieben allein zurück.

„Mein Herr," begann der Graf, „ich bitte Sie, meinen Besuch nicht zu mißdeuten. Ich habe Ihren musikalischen Produktionen in der Praterschenke incognito beigewohnt, ich bin nämlich Graf Julius v. Marsan und habe den heutigen Schritt in Ihrem Interesse gethan."

„In meinem Interesse?" fragte Josef in einem Tone, als ob er hinzufügen wollte: „Nicht im Interesse meiner Schwester?"

Der Kavalier las in den Gedanken des jungen Menschen, lächelte und entgegnete: „In Ihrem und Ihrer Schwester Interesse."

„Sie haben, wenn ich mich recht entsinne, gestern meine Schwester öfter angesprochen?" sagte der junge Mensch.

„Ich that es aus dem schon erwähnten Grunde.

Hören Sie mich an, mein Herr; Sie ſind nach Wien gekommen, um hier ihre Kunſt auszuüben, und waren ſo unglücklich, an einen Ort zu gerathen, von wo aus ſie nie zur Geltung gelangen wird."

„Wer behauptet das, Herr Graf? Ich ſage Ihnen, daß unſere Einnahmen ſehr ergiebig waren."

„Ich zweifle nicht daran, lieber Herr, allein ich glaube, es kann Ihnen keineswegs gleichgiltig ſein, wo Sie das Geld verdienen? In jener Schenke ſpielen Sie vor rohen ungebildeten Menſchen, wo die Gemeinheit ſich breit macht und die Lüſternheit mit täppiſchen Fingern nach der Schönheit Ihrer Schweſter tappt, das kann Ihnen doch unmöglich angenehm ſein."

„Gewiß nicht!" antwortete Joſef mit dem Tone innigſter Ueberzeugung.

„Das Loos, durch Ihre Kunſt Ihr Brod erwerben zu müſſen, iſt Ihnen beſchieden, das läßt ſich nicht ändern, aber es ſteht in Ihrer Macht, ſich dieſes Loos dadurch weniger unangenehm zu machen, daß Sie ſtreben, in die beſſeren Kreiſe der Geſellſchaft zu gelangen, wo Ihnen das Harte Ihres Standes verſüßt und Ihre Exiſtenz verbeſſert werden wird."

„Ach, Herr Graf, die Wahrheit deſſen, was Sie da ſagen, fühle ich nur zu ſehr; allein ich und meine Schweſter ſind hier fremd, wir kamen ohne Empfehlung auf's Geradewohl nach Wien, und waren froh, den biederen Mann zu treffen, der ſich unſer annahm."

„Laſſen Sie ſich von ſeiner Biederkeit nicht täuſchen, er macht durch Sie Geſchäfte, das iſt der Grund;

ſobald Sie ihm nicht mehr nützen, wird ſeine Biederkeit ein Ende haben; man muß dieſes ſchmutzige Pack kennen, es iſt großgenährt am ſchmutzigſten Intereſſe und Egoismus. Sie klagen über Mangel an Empfehlungen, ich will dem abhelfen, hören Sie auf, in dieſen Boutiquen zu muſizieren und ich gebe Ihnen mein Wort, Sie ſollen, ehe acht Tage vergehen, mit Ihrer Schweſter in einem Salon ſpielen."

„Ach, Herr Graf!"

„Zweifeln Sie nicht, und vertrauen Sie mir, dann iſt Ihr und Ihrer Schweſter Glück gemacht."

„Ihr Antrag macht mich ganz verwirrt, ich weiß nicht, was ich darauf erwiedern ſoll."

„Sie ſollen ſich entſchließen, meinem Rathe zu folgen."

„Ich ſoll mich entſchließen? Ich bin ja nicht allein, auch die Schweſter hat ein Wort mit drein zu reden."

„Sie müſſen ſuchen, ſie zu beſtimmen."

„Das wird nicht viel Mühe koſten, wenn — wenn —"

Da er ſtockte, ſo ſagte der Graf: „Nur heraus mit der Rede, ohne Hinterhalt, was ſoll hinter dem Wenn kommen?"

„Ich wollte ſagen," erwiederte der junge Menſch ein wenig ſchüchtern, „meine Schweſter würde gerne einwilligen, in einem Salon zu ſpielen, wenn ſie dort ſicherer wäre vor Zudringlichkeiten und unverſchämten Aeußerungen."

Marſan lachte laut auf und entgegnete: „Ach, wie unerfahren; Sie ſcheinen von der nobleren Welt keinen Begriff zu haben, mein Freund. Ich garantire Ihnen,

daß kein unanſtändig Wort fallen, ja, daß Jeder ſich den Anſchein geben wird, Sie und Ihre Schweſter gar nicht zu bemerken. Hinterher, freilich, das iſt etwas Anderes?"

„Hinterher, das heißt ſpäter, nun, was haben wir ſpäter zu beſorgen?"

„Ihre Schweſter iſt ein ſehr hübſches Mädchen, damit iſt was geſagt. Sie und Ihre Schweſter kennen die Welt nicht, ſind kindiſch und unerfahren, damit iſt Alles geſagt. Hören Sie mich an, ich habe Ihnen bereits geſtanden, daß ich mich für Sie und Ihre Schweſter intereſſire, ich bin reich und erfreue mich angeſehener Connexionen, die Ihnen gar viele Thüren zu öffnen im Stande ſind. Ich biete Ihnen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit meine Freundſchaft und meinen Einfluß an, ſchließt ſich Joſefine unſerem Bunde an, ſo will ich für Sie wirken, aber Sie müſſen dieſe Kneipenwohnung verlaſſen, ein anſtändiges Haus, wofür ich ſorgen will, beziehen, und ſich meiner Leitung überlaſſen, rufen Sie Ihre Schweſter und ſprechen Sie mit ihr."

Joſef ging hinaus und bat Joſefine hereinzukommen, um ſie mit dem Antrage des jungen Kavaliers vertraut zu machen.

Das Mädchen hörte ſtumm und gelaſſen zu.

Ihre Ruhe fiel ſelbſt dem Bruder auf, er begriff die Kälte nicht, welche Joſefine heute ganz außergewöhnlich an den Tag legte.

Das Phänomen ließ ſich leicht erklären, und Graf

Marſan ſuchte dasſelbe in einer Weiſe zu deuten, die von der Wahrheit wenig abwich.

Die Landwehrwirthin war eine erfahrne Frau, ſie hatte nicht vergebens einen Feldzug mitgemacht, ſondern Erfahrungen gar mannigfacher Art geſammelt; außerdem war ſie Praterwirthin, eine Schule, wo man in Bezug auf Menſchen- und Sachkenntniß ſchätzenswerthe Beiträge ſammeln konnte.

Der junge Elegant hatte kaum den Wunſch geäußert, mit Joſef Feilhart zu ſprechen, ſo witterte ſie gleich das Falſche der Angabe und dachte:

„Aha, das gilt dem Mädchen; auf den Sack klopft man und den Eſel meint man!“

Dieſes Sprüchlein war zwar für die ſchöne Harfnerin wenig ſchmeichelhaft, aber es war bezeichnend für die Stabsrosl, denn dieſe liebte es, ſich deutlich auszudrücken.

Sie hatte daher kaum an der Seite des Mädchens die Stube verlaſſen, ſo fragte ſie: „Kennen Sie dieſen Herrn?“

Joſefine dachte nicht daran, der Wirthin etwas zu verhehlen und geſtand ihr, was wir bereits wiſſen.

Die Fünfziggulden-Note bekräftigte die Dame in ihrer anfänglichen Vermuthung, ſie ſah, worauf es abgeſehen war und ſagte:

„Mamſell, nehmen Sie ſich in Acht, der junge Herr hat es auf Sie abgeſehen, er ſucht wahrſcheinlich den Bruder zu gewinnen, um ſich Ihnen zu nähern, Sie ſind ein braves Mädchen, es thäte mir leid, wenn Sie das

Glück Ihres Lebens, die Reinheit Ihrer Seele verſcherzten. Der junge Herr iſt wahrſcheinlich vornehm und reich, er wird kein Mittel ſcheuen, ſeine böſen Zwecke zu erreichen. Sie haben ſich durch die Zudringlichkeiten meiner Gäſte verletzt gefühlt, und doch ſind dieſe weit gefahrloſer wie die ſüßen Schmeichelworte dieſer ſchmucken Herren, denen ein junges Herz ſo gern glaubt und die ſo ſelten wahr ſind. Mamſell Joſefine, ich beſchwöre Sie, willigen Sie in nichts, wenn er etwas verlangen und folgen Sie ſelbſt Ihrem Bruder nicht, wenn er ſich nachgiebig zeigen ſollte."

Durch dieſe Warnung vorbereitet, trat das Mädchen ein und horchte der Auseinanderſetzung des Bruders.

Jugendliche Herzen, denen die leitende Erfahrung oder der geſunde Geiſt fehlt, ſind leicht für und gegen eine Sache einzunehmen.

Joſefine war von der Anſicht der Wirthin ſo durchdrungen, daß ſie in dieſem Moment den Antrag Marſans, der, wie ſie leicht merken konnte, den vollen Beifall ihres Bruders hatte, abgelehnt haben würde, ſelbſt wenn er ihr ein Glück ohne alle Gefahr für ihre Unſchuld geboten hätte. Was Joſef auch immer ſagen mochte, ſie war im Vorhinein dagegen eingenommen, daher ihre Ruhe.

„Biſt Du zu Ende, lieber Bruder? fragte die Jungfrau, als er eine Weile inne hielt."

„Ja, liebe Schweſter, Du weißt jetzt, worum es ſich handelt, und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich der Anſicht des Herrn Grafen vollkommen beipflichte."

„Es thut mir leid, ich bin anderer Meinung, ich denke, wir bleiben, wo wir ſind.“

„Joſefine!“

„Unſere Anſprüche waren ſo beſcheiden, daß wir mit den errungenen Erfolgen mehr als zufrieden ſein können, ſeien wir daher genügſam.“

„Und der Ruhm, liebe Schweſter, ſchätzeſt Du den Ruhm ſo gering?“

„Ich muß Dir bekennen, daß ich nicht ruhmſüchtig bin; anderſeits gebe ich Dir zu bedenken, ob wir uns nicht der Gefahr ausſetzen, was wir auf der einen Seite an Ruhm erwerben, auf der andern an Ehre zu verlieren.“

„Marſan wollte Einwendungen machen, aber Joſefine unterbrach ihn: Ich bitte, mein Herr, bemühen Sie ſich nicht, mein Entſchluß ſteht feſt, mag Joſef thun, was ihm beliebt, ich werde ihm nur dann folgen, wenn er die Dankbarkeit nicht vergißt, die wir Herrn Sinzinger ſchulden.“

„Der junge Menſch wurde betroffen, er geſtand ſich, daß er in der Eingenomenheit für die neue Idee dieſen Umſtand völlig außer Acht gelaſſen hatte und fügte ſich nun auch der Meinung der Schweſter.“

„Marſan verlor durch dieſe Wendung das gewonnene Terrain, ſuchte ſeine Verlegenheit hinter einem Bedauern zu verbergen, welches aufrichtig genug war und begann ſich dann zu empfehlen, ohne von Joſefine mehr eines Blickes gewürdigt zu werden.“

„Der junge Graf hatte zwar ſeine Abſicht nicht erreicht, Eines jedoch war ihm gelungen: die bis jetzt in voller Klarheit beſtandene Heiterkeit und Eintracht der Ge-

ſchwiſter war getrübt, bei Joſef war die Gier nach Ruhm, der Drang nach „Höherem“ geweckt, er fügte ſich nur der Schweſter zu Liebe, legte jedoch einen Widerwillen und Trübſinn an den Tag, der Joſefinen unmöglich entgehen konnte.“

„Sie ſah die Veränderung in der Seele des Bruders und trauerte im Stillen darüber; keines von Beiden ließ eine Klage laut werden, aber jedes von ihnen fühlte, daß es nicht mehr ſo ſei wie ehedem.“

„Graf Marſan aber war weit entfernt, ſeine Pläne aufzugeben. Auf dieſe Weiſe, dachte er, ging es nicht wohlan denn, ich will einen andern Weg verſuchen.“

Viertes Kapitel.

Am achtzehnten Oktober.

Waſili, Montferon und Marſan!

Der Erſte munter, lebensluſtig, heißblutig und verliebt, verliebt, wie es nur ein Seeoffizier ſein kann, der plötzlich ans Land kömmt und ſich von tauſenden der reizendſten Frauen umringt ſieht; der Zweite ernſt und tiefſinnig, ja manchmal ſogar von Schwermuth und Trübſinn ergriffen, räthſelhaft und verſchloſſen, ſelbſt jener Frau gegenüber, die ſeine Gefühle in Aufruhr verſetzte; endlich der Dritte, munter, leichtſinnig, immer verliebt aber nie ernſtlich, ein Schmetterling, dem alle Roſen gefallen, ſelbſt jene einfachen Feldroſen, die hinter Dorn und Hecke, unter

wildem Strauchwerk blühen, ein junger Mann, beharrlicher in Verfolgung seiner Ideen, als in der Dauer seiner Gefühle, reich an Erfindung, arm an Empfindung, denn seine Gefühle sind Strohflammen, leicht auflodernd und schnell verzehrt.

Das Dreiblatt, äußerlich so ähnlich, war innerlich einander doch so unähnlich.

Wasili und Montferon hatten sich einander mehr genähert, das Vertrauen ihrer Liebe schlang viel engere Bande um ihre Herzen, wie jene der flüchtigen Freundschaft, dagegen drohte ihr Verhältniß zu Marsan zu erkalten und zwar mehr durch dessen Verschulden, da er sich darin gefiel, in dem Menschenmeere allein herumzuschiffen.

Seit der Jagd in Laxenburg waren wenige Tage verstrichen.

Wasili hatte von der Erlaubniß des Grafen Tulczim, ihn besuchen zu dürfen, Gebrauch gemacht, ebenso war Montferon bei Theodora erschienen.

Man fand sich heute in der Jägerzeile, morgen in der Wohnung des Grafen Tulczim zusammen, man verabredete, sich bei diesem oder jenem Feste zu treffen und genoß dann die Freuden gemeinschaftlich.

In den letzten Tagen gab es in dieser Beziehung auch Abwechslung genug. Der Abend nach der Jagd in Laxenburg brachte einen Hofball, drei Tage darauf — nämlich Sonntag am 16. Oktober — ward Abends in der Reitschule Händels „Samson" von siebenhundert Dilletanten aufgeführt, wobei die vier Solostimmen: Sopran Alt, Tenor und Baß von Frau von Geymüller, Fräulein Sofie

von Wertheimstein, dann den Herren Soini und Ignaz Sonnleithner gesungen wurden.

Am Achtzenten sollte im Prater das große Militärfest gefeiert werden, Abends Ball beim Fürsten Metternich am Rennwege sein, und der Neunzehnte war zu dem ersten Balle bestimmt, den Kaiser Alexander im Rasumowski'schen Palais veranstalten ließ.

Eine dichte Nebelschichte umhüllte die Residenz und verdüsterte den Herbstvormittag, zum größten Leidwesen Jener, die sich schon tagelang auf das Militärfest freuten, welches im Prater stattfinden sollte und von dem Einige behaupteten, es sei ein Nationalfest, andere aber meinten es sei eine Feier der Leipziger Schlacht oder des Leipziger „Gottesgerichtes", wie man es damals nannte.

Aber die Neugierde und namentlich die Wiener Neugierde läßt sich nicht so leicht abschrecken, am allerwenigsten von einem Nebel, der sich jeden Moment verflüchtigen kann, wenn ein günstiger Luftzug ihn hinwegweht.

Unter den Tausenden, die dem Schauplatze des Festes zuströmten, befanden sich auch Marsan und Wasili.

Sie hatten sich im Kafé auf dem Graben getroffen und traten den Weg gemeinschaftlich an. Marsan wollte einen Wagen nehmen, Arthur protestirte jedoch dagegen, da es bei solchen Gelegenheiten am sichersten und ungenirtesten ist zu Fuße zu gehen. Marsan wollte auch den Marquis abholen, allein auch dagegen that Wasili Einsprache.

„Wir würden uns vergebens zu ihm bemühen," sagte

er, „ich drang noch geſtern in ihn, mir heute Geſellſchaft zu leiſten, er ſchlug es jedoch rund ab und betheuerte, ein wichtiges Geſchäft zwinge ihn, in der Stadt zu verbleiben.“

Der junge Graf verzichtete alſo darauf und ſo gingen die Freunde ohne den dritten Alliirten in den Prater.

Sie paſſirten eben die Jägerzeile.

Als ſie bei dem Palais Roſenberg anlangten, hielt vor demſelben eine prachtvolle Equipage, ein eleganter, blonder Herr war eben im Einſteigen begriffen und grüßte den Grafen Marſan.

Dieſer erwiederte die Höflichkeitsbezeugung und Waſili fragte: „Wer iſt dieſer Herr?“

Marſan lächelte und ſagte: „Nun, was denken Sie? Wer kann es ſein?“

„Vielleicht irgend eine Notabilität des Kongreſſes?“

„In gewiſſer Beziehung ja! Dieſer Herr führt ein großes Haus, ſein Salon macht Aufſehen und das will jetzt zur Kongreßzeit, wo Pracht und Verſchwendung im Zenith ſtehen, nicht wenig ſagen; ſeine Diners ſind berühmt, ſein Reichthum ungeheuer. An ſeinem Tiſche ſitzen Prinzen, Fürſten, Generale, Diplomaten, der Eine lernte ihn in Schweden kennen, der andere in Madrid, der dritte in Moskau und der vierte dinirte gar mit ihm bei Lord Cornwallis, als dieſer in Indien Gouverneur war. Viele behaupten, er ſei der Nachfolger Caglioſtros, Andere ſehen wieder einen verkappten Saint Germain in ihm. Dies Alles iſt jedoch übertrieben; bei unſerem Manne — Raily iſt ſein Name — geht es mit ganz natürlichen Dingen zu. Das Wunderbare an ihm iſt nur, daß er

kein eigentliches Einkommen hat und doch enorm reich ist Seine Juwelen, seine Equipagen, sein Tafelgeräth, seine Mobilien übertreffen die manches Fürsten und doch, Sie werden es kaum glauben, was ich Ihnen sage, und doch ist dieser Mensch nur ein — Spieler.

„Ein Spieler?" tief Wasili erstaunt.

„So ist es, mein Lieber, Fürst Talleyrand kennt ihn genau, und sprach bereits von ihm; doch nehmen Sie das Wort weder in seiner niedrigen, noch in seiner schlechten Bedeutung. Herr Raily ist kein falscher, er ist kein ordinärer Spieler, wie wäre es sonst möglich, daß Personen, durch Rang und Stellung ausgezeichnet, sich nicht scheuen würden, seinen Einladungen zu folgen und öffentlich mit ihm zu verkehren? Herr Raily ist ein englischer Mustercharakter aus dem verflossenen Jahrhundert. Seit Karl II. seiner Nation dieses Laster vermachte, ist es in England keine Schande, ein Spieler zu sein. Sie werden vielleicht von dem Prinzen von Wales wissen, wie leidenschaftlich er dem Spiele ergeben war, und wie er in den Sälen von Carlton-House mit Menschen verkehrte, die man außerhalb derselben kaum zu grüßen gewagt hätte. Das Spiel wurde ein freies Gewerbe, die Spieler machten ihre regelmäßigen Geschäftsreisen durchs Land und sammelten Reisekosten für ihre europäischen Fahrten, auch Herr Raily gehörte zu ihnen. In Bath geboren, machte er seine Spielstudien unter Hrn. Nash, dem Schönen benannt, der fünfzig Jahre lang die dortige Mode beherrschte. Man pflegte ihn den König von Bath zu nennen."

„Und jetzt?“ fragte der Seeoffizier.

„Jetzt ist Herr Raily beim Kongreß in Wien und sein Salon ist berühmt und bekannt.“

„Was Sie mir da mittheilen, ist so außergewöhnlich, daß ich vor Begierde brenne, den Mann näher kennen zu lernen.“

„Nichts leichter als das, er ist ein wenig eitel, prunkt gerne mit seinem Reichthum und verkehrt nur mit Leuten vom Stande. Ein an seinem Tische sitzender Graf erfüllt sein Herz mit Freude, ein Fürst entzückt, eine Hoheit versetzt ihn in Extase und über eine Majestät, wenn die Etikette deren Erscheinen erlaubte, würde er den Verstand verlieren.“

„Sie glauben also...“

„Daß Sie ohne Anstand mich dahin begleiten können und daß Sie dort ein willkommener Gast sein werden.“

Wasili war damit zufrieden.

Das Gespräch sprang nun auf einen anderen Gegenstand über.

Den Offizier, welchen die Liebe so sehr beglückte, drängte es davon zu sprechen und so erfuhr Marsan bald die glückliche Eroberung, die sein Freund gemacht, wobei natürlich des Marquis nicht vergessen wurde, dessen Glück nicht geringer war, wie d a s des Seeoffiziers.

„Und Sie, mein Lieber, wendete sich hierauf Arthur zu Marsan, „wie steht es mit Ihnen, jagen Sie noch immer der hübschen Harfnerin nach?“

„Wohl thu' ich es, aber ich bin noch lange nicht am Ziele."

„So? Ist das Kind so listig oder so tugendhaft? Oder sind Sie vielleicht ungeschickt?"

„Ich glaube meine Sache klug angestellt zu haben."

„Wie fingen Sie es an?"

Marsan setzte dem Offizier seinen Plan auseinander und fügte dann hinzu: „Den Bruder hatte ich bereits für mich, aber die Schwester, von der Wirthin beeinflußt, widersetzte sich."

Wasili lachte.

„Sie lachen, würden Sie an meiner Stelle anders gehandelt haben?"

„Ich? Aufrichtig gesprochen, mir fällt es nicht ein, einem Harfenmädchen nachzulaufen."

„Wenn Sie aber in das schöne Kind vernarrt wären?"

„Dann nähme ich es zur Frau."

„O, ein Harfenmädchen!"

„Sieh doch, Sie schämen sich nicht, dem hübschen Dinge nachzujagen, aber vor einer Verbindung schrecken Sie zurück."

„Natürlich, ich suche eine Geliebte und keine Frau."

„Ich begreife diese Fühlweise nicht. Für eine Laune des Augenblicks scheint das Mädchen zu gut, für eine Geliebte auf längere Zeit stünde sie mir zu tief."

„Zu tief? Kennen Sie die Geschichte?"

„Die Fehler der einen entschuldigen nicht die der andern."

„Sie sind sehr rigoros, statt einen Rath geben Sie mir Moral.“

„Sie erwarten also Rath von mir? Nun wohl, hören Sie mich an: wenn ich mich so weit vergessen könnte, mich in ein Mädchen zu vergaffen, dessen Stellung in der Gesellschaft ich mich zu schämen hätte, so würde ich vor Allem trachten, dieses Mädchen, statt zu ihm hinab zu steigen, zu mir empor zu heben.

„Das gedachte ich ja zu thun.“

„Sie haben es aber schlecht angefangen, was Sie begehrten, mußte das Mißtrauen des Mädchens erregen, Sie selbst dürfen überhaupt die Hand nicht im Spiele haben, was geschehen soll muß durch Andere geschehen.“

„Prächtig, vortrefflich, Sie stehen mir also bei?“

„Ich?“ fragte der Seemann betroffen.

„Ja, Sie. Ihre Verbindungen kommen Ihnen dabei zu statten, Sie sind ein Glückskind, in Ihren Händen verwandelt sich selbst Kupfer in Gold, poussiren Sie das Mädchen, ich bitte Sie darum.“

Wasili dachte nach und erwiederte: „Sie verlangen zu viel von mir; es ist nicht gerathen, sich in eine so heikliche Sache zu mengen, und nur Sie dürfen es wagen, an mich eine solche Zumuthung zu stellen.“

Marsan fuhr fort zu bitten, allein Wasili blieb hartneckig und sagte endlich mit dem Tone entschiedener Abweisung: „Ich mag weder mittelbar noch unmittelbar zum Verderben eines Mädchens beitragen. Jetzt bitte ich Sie, sprechen wir nicht mehr davon.“

Marsan fügte sich mit schweren Herzen, ließ jedoch

den Fingerzeig, der ihm im Gespräche mit Arthur zu Theil geworden war, nicht unbeachtet und beschloß, ihn im Stillen zu benützen.

Die Aufgabe war, eine Person zu finden, welche das Werk in seinem Interesse unternahm und das war es, womit er sich im Gedanken beschäftigte.

Mittlerweile war man am Ziele der Wanderung angelangt.

Das alte Jagdhaus im Prater, allgemein das „Lusthaus" genannt, bildete den Mittelpunkt des großartigen Festes.

Rings um dasselbe ragten Obelisken von Waffen verschiedener Gattung aufgeführt, mit grünen Reisern geschmückt, in die Luft.

Die zwei Säle des Lusthauses präsentirten sich als prachtvolle reiche Zelte, die rings auf Säulen von Trophäen ruhten, gebaut aus den schönsten Armaturen. Blumen, Tannenreiser und Lorbeerkränze bildeten auch hier die grüne Zier, welche das Auge mit dem Glanze der Metalle gleichsam versöhnte.

Die Garnison war schon am Morgen zur Kirchenparade ausgerückt und prunkte auf dem freien Platze unweit vom Lusthause, wo unter einem Kapellenzelte das feierliche Tedeum abgehalten werden sollte.

Um die eilfte Vormittagsstunde erdröhnten zweihundert Kanonenschüsse und das Lauffeuer sämmtlicher Infanteriebataillone.

Das war der Gruß, der die Souveräne willkommen hieß.

Während des Tedeums donnerten von den Baſteien ſechzig Feuerſchlünde, deren Bedienung als Beweis kaiſerlicher Huld und väterlichen Vertrauens die Bürgerartillerie beſorgte.

Dem Gottesdienſte folgte das Difiliren. Die Truppen zogen über die drei Schiffbrücken dahin, deren Geländer aus eroberten Gewehren beſtanden, welche mit Wehrzeug, Reifern und farbigen Wimpeln geſchmackvoll dekorirt, den Prater mit der Simmeringer Haide verbanden.

Dort erhob ſich eine ungeheure auf Kanonen ruhende Spitzſäule, aus Waffen gebildet, vom Boden bis zum Gipfel mit Geharniſchten beſetzt.

Bald umzieht ein weiter Kreis tafelnder Soldaten den Obelisk, dazwiſchen die Tiſche der Offiziere, rückwärts die in Pyramiden aufgeſtellten Gewehre und mitten d'rin die ſpielenden Muſikbanden.

Im Hintergrunde erhoben ſich die Zelte der Marketender, rauchten die Feuerſtellen, und ſtarrten die langhalſigen Brummer herüber, die nur des Momentes harren, um den metallenen Mund zu öffnen.

Aber nicht nur hier, ſondern auch jenſeits des Stromtheiles im Luſthauſe ſitzt man am fröhlichen Mahle, und zwar oben in der erſten Etage die Souveräne, die gekrönten Fürſtinnen, die Kron- und Erbprinzen und der Feldmarſchall Fürſt Karl Schwarzenberg. Kaiſer Franz machte hier perſönlich die Honneurs.

Parterre, wo der Held von Aſpern, Erzherzog Karl, den Wirth macht, ſpeiſen ſämmtliche Erzherzoge, alle fremden Prinzen und die ausgezeichnetſten Generale.

Mehr als hunderttauſend Zuſchauer umwogen den Schauplatz und nehmen herzlichen Antheil an dem großartigen Feſte.

Es waren impoſante Momente, wenn einer oder der andere der Monarchen auf die Eſtrade des Luſthauſes hinaustrat, das volle Glas nach der Ebene hin ſchwang und einen Toaſt ausrief, den berittene Adjutanten im Galopp über den Strom trugen, den 30.000 Kriegsmänner und 150.000 Zuſchauer jubelnd wiederholten und fünfhundert Kanonenſchüſſe gleichſam beſiegelten.

Unter allen kriegeriſchen Feſten des Kongreſſes war dies das großartigſte, es war ein militäriſches Diner von mehr als 20.000 Gedecken.

Marſan und Waſili wanden ſich eine Weile gemeinſchaftlich durch das Gedränge, trennten ſich jedoch bald, denn den Seeoffizier zog es hinüber in das Garniſonslager, während der Graf den Kanal nicht überſchreiten wollte.

Marſan hielt ſich eine Zeit lang in der Nähe des Luſthauſes auf, dann trat er, nicht in der beſten Laune, den Rückweg an.

Plötzlich hörte er von ſeitwärts ſeinen Namen rufen.

Es war Herr Raily, der eben im Begriff war, in ſeinen Wagen zu ſteigen und dem jungen Grafen einen Platz an ſeiner Seite anbot, was dieſer auch annahm.

„Wenn ich mich nicht irre, lieber Graf, begann der Engländer die Unterhaltung, ſo hatten Sie auf dem Herwege einen Gefährten?“

„Er verließ mich, um das Lager zu beſichtigen.“

„Wer iſt der junge Mann?“

„Graf Arthur Waſili.“

„Etwa gar jener Seeoffizier, welcher das bekannte Abenteuer . . .?“

„Derſelbe!“

„Eine intereſſante Erſcheinung, führen Sie ihn bei mir ein, Sie werden mich verbinden. Franzoſen und Ruſſen ſind diejenigen Nationen, mit denen ich am liebſten verkehre, ſie haben mir von jeher die meiſten Sympathien eingeflößt.“

„Der Umſtand, daß Rally ihn um eine Gefälligkeit anging, brachte den jungen Mann auf einen Gedanken, den er ſogleich feſthielt.“

„Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden, mein Herr, doch will auch ich Sie mit einer Bitte beläſtigen.“

„Sprechen Sie, was ich im Stande bin, ſoll geſchehen.“

„Ich erſuche Sie, zwei arme junge Künſtler aus der Dunkelheit zu ziehen, indem Sie denſelben geſtatten, ſich in Ihrem Salon zu produziren.“

„Was ſind es für Künſtler?“

„Ein Flötenſpieler und eine Harfnerin.“

„Beide, erſt ſechzehn Jahre alt, ſind Zwillinge und reizend ſchön.“

„Haben ſie ſich ſchon irgendwo hören laſſen?“

„Im Prater.“

„Etwa gar in einer Kneipe, und ich ſollte ſie jetzt in meinem Salon ſpielen laſſen, lieber Graf, was fällt Ihnen bei?“

„Ich mache Sie auf die Tirolersänger aufmerksam die ebenfalls aus den Kneipen in die Salons emporgestiegen sind, um Herren und Frauen die Köpfe zu verrücken.“

„Ei, mein Lieber, die Tirolersänger sind etwas ganz anderes, diese Leute haben bereits Reisen gemacht; in London produzirten sie sich sogar vor dem König und eine dieser niedlichen Alpensängerinnen wurde von dem Lobe des Monarchen so berauscht, daß sie trotz aller Etikette vorstürzte und Seine Majestät in ihre ordinären Arme schloß, als wäre der König ein Bürger aus Innsbruck, Schlanders oder wie die Teufelsnester in den dortigen Bergen heißen mögen. Wie gesagt, die Tirolersänger sind ein eigenes Genre, eine Nationalität.“

„Und die Zwillinge vertreten auch ein nationales Element, antwortete Marsan. Reisen haben sie freilich noch keine gemacht, aber sie werden sie machen; Ihr Salon soll ihnen den Weg in die Welt öffnen.“

Der Engländer fühlte sich durch den seinem Salon beigelegten Einfluß geschmeichelt und wurde nachgiebiger; man kam überein, daß Herr Raily seinen Vertrauten zu den Geschwistern zu senden versprach, um sich mit ihnen ins Einvernehmen zu setzen, wozu Marsan ihm die bezügliche Adresse ertheilte.

Man langte vor der Wohnung Raily's an.

Marsan stieg aus, empfahl sich und eilte froher Hoffnung der Stadt zu.

Nun glaubte er den festen Punkt gefunden, auf dem er seinen Hebel stützen konnte, um seine Plane zu erreichen.

Fünftes Kapitel.

In Schönbrunn.

Auf der Straße nach Schönbrunn fährt eine alte Karoſſe, die des Prinzen von Ligne. Die hageren Schimmel, das Knarren der Wagenfedern, das Wappen an den Thüren, der lange Heiduck — ſie iſt nicht zu verkennen.

In dem Wagen befinden ſich der greiſe Marſchall und der Marquis Achille Montferon.

Sie werden Schönbrunn etwas einſam finden, ſprach der Prinz eben, was auch nicht anders ſein kann, der Kongreß abſorbirt alle Aufmerkſamkeit, vielleicht auch ehrt man die Zurückgezogenheit der Kaiſerin Maria Louiſe.

Die Kaiſerin meidet alle Feſte?

Finden Sie es nicht natürlich? Kann die Gattin bei Feſten erſcheinen, die den Sieg über ihren Gatten feiern? Die Souveräne achten auch ihre Zurückgezogenheit, haben es jedoch nicht verſäumt, ihr die gebührende Aufmerkſamkeit zu bezeigen; ſie warteten nur darauf, bis Einer von ihnen das Eis brach, das heißt, den Anfang machte. Der König von Baiern ſagte, wenn der Kaiſer von Rußland das Beiſpiel gäbe, ſo würden ihm die übrigen Souveräne folgen, Alexander erſchien nun zuerſt mit dem Grafen General Hardegg in Schönbrunn und die Uebrigen ermangelten hierauf nicht ebenfalls zu erſcheinen. Sie, der Sie Ver-

failles kennen, wird Schönbrunn weniger überraſchen, es iſt eine Schöpfung der unvergeßlichen Thereſia, und ihr zum Andenken werden noch jetzt jene Gemächer reſpektirt, die ſie ganz ſchwarz tapezieren ließ, um dort jährlich wochenlang den Verluſt des inniggeliebten Gatten zu beweinen.

„Sie glauben nicht, mein Prinz, wie glücklich ich bin, an der Seite eines ſolchen Mannes wie Sie die Favorite zu betreten.“

„Nur keine Schmeichelei, mein Kind, Sie haben mich erſucht, Ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, den Sohn Napoleons ſehen zu können, ich führe Sie ein, doch vergeſſen Sie nicht, daß es die Nothwendigkeit erheiſcht, den kleinen Prinzen vergeſſen zu machen, daß ihm ſchon beim Eintritt in die Welt ein Königreich zugedacht war. Als Napoleon vor fünf Jahren in Schönbrunn ſein Hoflager aufſchlug, als er die Pläne zur Wagramer Schlacht entwarf, als er, vielleicht den Wienern zu Gefallen, ein Regiment der deutſchen Conföderation in dem Hofe von Schönbrunn durch den Prinzen von Salm deutſch kommandiren ließ, damals, auf dem Höhenpunkte ſeines Glückes, mochte er gewiß nicht daran gedacht haben, daß er all ſeiner Kronen und Macht verluſtig, auf ein kleines Eiland verbannt werden würde, um wer weiß, ob nicht bis zu ſeinem Tode, dort zu verweilen.“

Der Wagen hielt.

„Wir ſind zur Stelle, ſprach der Prinz und fuhr fort indem er ſich zu Achille wandte, der ſchnell aus dem Wagen geſprungen war, um dem Marſchall beim Ausſteigen behilflich zu ſein: Ich danke Ihnen, mein Kind, Ismael wird mir

ſchon beiſtehen, er weiß wie man mit einem alten Manne umzugehen hat. So, da ſteh' ich wieder auf feſtem Boden, doch bevor wir ins Schloß gehen, blicken Sie dorthin links, dort war es, wo der junge Erfurter Paſtorsſohn Friedrich Staps vom General Rapp feſtgenommen wurde, weil er ſich in die Nähe Napoleons drängte, der eben die aufgeſtellten Garden muſterte. Man fand ein in Papier gewickeltes Küchenmeſſer bei ihm, der Fanatiker geſtand, daß er den Kaiſer habe ermorden wollen, und auf Napoleons Frage, was er thun würde, wenn er ihm das Leben ſchenkte? antwortete er: „Ich würde Sie dennoch tödten, denn Sie ſind der Feind meines Vaterlandes!“ Er wurde an der Meidlinger Gartenmauer erſchoſſen, und zeigte eine Verachtung des Todes, die eben ſo groß war, wie ſein Haß gegen Napoleon.“

Der Marſchall auf ſeinen Stock geſtützt, deſſen er ſich anſcheinend nachläſſig bediente, ſchritt wacker voran und man langte in dem Vorzimmer an.

Ein Diener in napoleoniſcher Livree trat ihnen ehrerbietig entgegen. Er kannte den Marſchall und entfernte ſich ſogleich, um ihn bei der Frau von Montesquiou, der Aya des Prinzen, zu melden.

Von dem Momente an, als der Marquis die Räume des Schloſſes betrat, war mit ihm eine leicht wahrnehmbare Veränderung vorgegangen.

Er wurde lebhaft erregt, ſein Antlitz färbte ſich, ſeine Blicke begannen zu glühen, das Feuer ſeiner Augen wurde intenſiver, und als er des Dieners in der Livree des ver-

bannten Kaiſers anſichtig wurde, erbebte er und ſeine Erregtheit nahm wo möglich noch mehr zu.

Der Marſchall maß die Veränderung der ſcharfen Herbſtluft und der Fahrt bei und achtete nicht weiter darauf.

Als der Diener ſich entfernt hatte, ſagte er:

„Wir werden hoffentlich nicht lange warten, denn der kleine Prinz iſt für mich eingenommen. Bei meinem erſten Beſuche ergab ſich ein kleines Mißverſtändniß, man meldete den Prinzen, der Marſchall von Ligne wolle ihn beſuchen. Darauf rief er: „Iſt das einer von den Marſchällen, die meinen Vater verrathen haben? Er ſoll nicht eintreten.“ Natürlich wurde ihm begreiflich gemacht, daß es nicht nur in Frankreich, ſondern auch in anderen Ländern Marſchälle gäbe.

Wenige Augenblicke verſtrichen und der Marſchall mit ſeinem Begleiter wurde eingeführt.

Die Szene, die ſich ihren Blicken darbot, war eine höchſt intereſſante.

Das hohe geräumige Gemach verrieth, daß es der Aufenthalt eines Kindes ſei, man ſah einzelne Spielgegenſtände umherliegen, die vielleicht kurz vorher aus der Hand gelegt worden waren.

Eine bejahrte, ſehr ehrwürdige Dame kam den Eintretenden entgegen und grüßte ſie ſehr freundlich.

An einem der Fenſter ſtand eine Staffelei, an welcher ein Künſtler arbeitete; unweit von ihm ſaß, das Antlitz dem Maler zugekehrt, ein Knabe noch nicht vier

Jahre alt, ein kleiner Engel, blendend weiß, mit feurigen blauen Augen und weichem blonden Lockenhaar.

Das Kind trug eine reichgeſtickte Huſarenuniform mit dem maleriſch um die Schulter hängenden Dollmann, an welchem der Stern der Ehrenlegion prangte.

Die Dame war Frau von Montesquiou, der Maler Iſabey und das Kind — der Sohn Napoleons.

Der kleine Prinz hatte kaum den Marſchall erblickt, ſo ſprang er vom Sitz und ſtürzte in die Arme des greiſen Mannes.

„Ich habe, es gewußt, Herr Marſchall," ſagte Frau von Montesquiou freundlich, „daß Ihr Erſcheinen dem Prinzen eine angenehme Zerſtreuung verſchaffen wird. Herr Iſabey iſt eben mit einem Porträte beſchäftigt, welches für Ihre Majeſtät die Kaiſerin Marie Louiſe beſtimmt iſt."

Der Marſchall verneigte ſich, und indem er den Marquis vorſtellte, ſagte er: „Marquis Achille Montferon, er iſt ein Franzoſe, mein Prinz!"

Frau von Montesquiou wurde bei dem Namen des Marquis aufmerkſam.

Das Kind nickte anmuthig und freundlich mit dem Köpfchen und ſagte: „Guten Tag, mein Herr, ich habe die Franzoſen lieb."

Der Marſchall näherte ſich der Staffelei.

„Ah!" rief er, das der Vollendung nahe Portrait betrachtend, „welch eine täuſchende Aehnlichkeit, welch ein anmuthiges Bild! Hier ſind nicht nur die Züge, ſon-

dern auch der Geiſt wiedergegeben, welcher aus dem Auge des Prinzen leuchtet. Was mir an dieſem Bilde am meiſten gefällt, iſt eine überraſchende Aehnlichkeit mit einem Portrait Joſef II. als er noch ein Kind war, welches mir die Kaiſerin Maria Thereſia geſchenkt hat. Ich ſehe eine glückliche Vorbedeutung in dieſer Aehnlichkeit mit einem großen Manne. Ich bewundere Sie, Herr Iſabey, und thue dies ſchon ſeit jenem Momente, als ich das erſte Mal Ihr Bild der unglücklichen Marie Antoinette ſah, das Sie in einem Alter von kaum zwanzig Jahren gemalt haben, einem Alter, in dem Sie bereits die Meiſterſchaft erreicht und wo Andere erſt die Geheimniſſe der Kunſt zu begreifen beginnen."

Der Maler verneigte ſich und erwiederte:

„Ihre Anerkennung, mein Prinz, iſt eine unverdiente, um ſo mehr, da ich mir Ihnen gegenüber ein Verſehen zu Schulden kommen ließ, für welches ich Ihre Verzeihung noch anzuflehen habe."

„Welches? Laſſen Sie hören!"

„Ich kam nach Wien um die Bildniſſe der berühmteſten Perſonen zu malen, ich hätte bei Ihnen anfangen ſollen."

„Gewiß, denn ich bin der Aelteſte der Alten, und das Vorrecht der Jahre —"

„Um Vergebung, mein Prinz, das Vorrecht des Geiſtes, das Vorbild alles Berühmten."

„Wenn Sie mit den Farben ſo ſchmeicheln, wie mit den Worten, dann wundert es mich nicht, wenn Ihnen in den Pinſel läuft, was ſchön und häßlich iſt, die Er-

ſteren fühlen ſich getroffen, die Letzteren verklärt, und Alles iſt zufrieden."

Der eintretende Diener meldete: „Commodore Sir Neil Cambell."

„Ah," ſagte der Marſchall überraſcht, „Sir Neil kommt von Elba, er war einer derjenigen, die Napoleon dahin begleiteten."

Frau von Montesquiou machte eine gewährende Pantomime, worauf ſich der Diener entfernte.

„Dieſer Herr Commodore," fuhr der Marſchall fort, „war Zeuge des feierlichen Abſchiedes in Fontainebleau. Als Napoleon die Adler ſeiner Garde umarmte, erfaßte den Engländer unwillkührlich eine ſolche Begeiſterung, daß er ſeinen Hut in die Luft warf, und wie der feurigſte Franzoſe ausrief: Vive l'empereur!"

Sir Neil eine ſcharf ausgeprägte Soldatengeſtalt, eine jener Figuren, die den alten Seemann gar nicht verkennen laſſen, trat ein.

„Sind Sie geneigt, mein Prinz," ſagte die Aya zu dem Knaben, dieſen Herrn zu empfangen, er hat Ihren Vater erſt vor einigen Tagen verlaſſen."

„Es freut mich, mein Herr, wendete ſich das Kind zu dem Commodore.

Der Seemann nahm den Prinzen in ſeine Arme und ſagte: „Ihr Vater hat mich beauftragt, Sie zu umarmen, erlauben Sie, daß ich es thue."

Er umarmte den Prinzen mit Rührung, und ſtellte ihn dann wieder auf den Boden.

In dieſem Momente warf der Knabe einen Krei-

ſel, den er kurz vorher ergriffen, aufgeregt zur Erde und rief in Thränen ausbrechend: „Armer Papa!“

Der Marſchall, um dieſer Stimmung des Kindes keine Zeit zu einem dauernden Eindrucke zu gönnen, kehrte ſich ihm zu und ſagte im Tone des Befehlshabers:

„Raſch, mein Prinz, holen Sie Ihre Armee, und zeigen Sie dem Herrn Commodore, wie weit Sie bereits im Exercitium vorgeſchritten.“

Das ſoldatiſche Commando, das Wort „Armee“ — welches einſt das letzte Wort ſeines ſterbenden Vaters werden ſollte — machte auf das Kind eine ſolche Wirkung, daß es gefaßt und aufgemuntert in eine Ecke des Gemaches lief, und ein Uhlanenregiment von Holz hervorholte, welches auf zwei ſich kreuzende Latten befeſtiget, durch Auf- und Zumachen dieſer Scheere eine Art militäriſcher Evolution vollbrachte.

Dieſes Spielzeug hatte der Prinz von ſeinem Großonkel dem Erzherzog Karl zum Geſchenk erhalten.

Nun fand eine jener merkwürdigen Scenen ſtatt, von deren Ernſt man Zeuge ſein muß, um auf die Naivität zu vergeſſen.

Der greiſe Marſchall zog ſeinen Degen, und ſtellte ſich einige Schritte von dem Prinzen entfernt auf.

Dieſer poſtirte ſich auf den linken Flügel eines Regiments, den Griff der Scheere in der Hand, aufmerkſam und ernſt, ſein Auge ruhte unverwandt auf dem greiſen Kommandeur, deſſen Blut aufflammte, deſſen Geberde immer lebhafter und die Wange immer erhitzter wurde.

Habt Acht, rich't euch! kommandirt der Marſchall

und der Prinz beſtrebt ſich die Fronte ſeines Regiments ſo gradlinig als möglich herzuſtellen.

Man wird mit Zügen rechts abmarſchiren!

Eine Bewegung der Scheere und das Regiment war in Zügen gebildet.

Jedem Kommando des Marſchalls folgt die augenblickliche Ausführung des Prinzen, derſelbe Ernſt dort, derſelbe Gehorſam hier, es war kein Scherz, kein Spiel, ſondern ein ernſtliches Manöver, ein Eifer von beiden Theilen, wie er nur auf einem wirklichen Schlachtfelde zu finden ſein mag.

Sir Neil war erſtaunt über das militäriſche Verſtändniß des Kindes und wandte kein Auge von der Scene, die ſeine volle Theilnahme in Anſpruch nahm.

Iſabey benützte die momentane Begeiſterung des Prinzen, um einige Züge an dem Bilde anzubringen.

Achille Montferon ſah, wie die Aufmerkſamkeit Aller ſich auf die Scene lenkte und benützte dieſe Momente, ſich der Frau von Montesquien zu nähern.

„Madame," flüſterte er ihr zu, „geben Sie mir Gelegenheit, mit Ihnen allein zu ſprechen."

„Mit mir, mein Herr? Ich bin vom Herzog von Otranto an Sie gewieſen."

„Fouche?"

„Ja, Madame, dieſer in Paris, Graf Bertrand in Elba rechnen auf Ihre Hilfe." „Wo und wann kann ich Sie allein ſprechen?"

„Gedulden Sie ſich einige Tage, ich erwarte die

Ankunft meines Sohnes von Paris, dann sollen Sie erfahren, wo Sie mich sprechen können."

Der Marquis näherte sich jetzt der Staffelei und that, als gelte seine ganze Aufmerksamkeit dem Bilde.

Der Marschall hatte mit seinem Zöglinge das ganze Exercitium, in so weit der Mechanismus es gestattete, durchgemacht, als man die Kaiserin meldete.

Da Marie Louise es liebte, mit ihrem Sohne allein zu sein, so zogen sich die Herren bis auf Isabey zurück, der da blieb, um der Mutter das Bild ihres Sohnes zu zeigen.

Im Vorzimmer fand man Lord Castlereagh mit seinem Bruder, dem Gesandten Lord Stewart, einem robusten englischen General, mit einem trotzig sarkastischen Gesichte, dessen Excentricitäten auf dem Kongresse viel von sich reden machten.

Die beiden Engländer waren in Stiefeln mit der Reitpeitsche in der Hand gekommen, und der Marschall erstaunte, als er vernahm, sie wollen in diesem respektwidrigen Anzuge vor der Kaiserin erscheinen.

„Diese Herren," flüsterte er Montferon zu, „glauben eine Erzherzogin, welche die Gemalin Napoleons geworden sei, habe ihr Recht auf jede Art von Rücksichten verloren, sie irren sich aber; ich bin überzeugt, man wird sie nicht annehmen."

„Was der Marschall eben sagte, traf ein."

„Die beiden Lords wurden abgewiesen."

„Castlereagh verlangte zu schreiben, worauf man ihm erwiederte, daß dies hier zu Lande nicht Sitte sei."

„Die Brüder mußten alſo unverrichteter Dinge das Schloß verlaſſen.“

„Dieſer Stewart, ſagte der Prinz, als er mit Achille wieder im Wagen ſaß, iſt ein Prachtexemplar eines ungeſchliffenen Engländers. Neulich beim Hinausgehen aus der Oper ging vor ihm eine Gräfin, die er genau kannte. Nichtsdeſtoweniger wagte er es, der jungen unſchuldigen Dame eigene Vertraulichkeiten zuzuflüſtern, die man anderwärts mit ſechs Zoll Eiſen zu rächen pflegt. Die Gräfin, ohne die Faſſung zu verlieren, wendet ſich um, gibt dem Geſandten eine Ohrfeige. Alle Welt lacht darüber, und der eitle Geck ſchämt ſich nicht einmal. Schlimmer erging es ihm kurz nach ſeiner Ankunft. Seine Exzellenz geriethen an der Donaubrücke mit einem Fiaker in Colliſion. Lord Stewart ſpringt aus dem Wagen, der Fiaker wird durch einen Kameraden verſtärkt, dies hindert aber den edlen Lord nicht, mit den Fiakern auf offener Straße Streit anzufangen und ſie zum Boxen herauszufordern. Zum Unglücke verſtanden die Wiener Fiaker von dem edlen Fauſtkampfe nichts, ſondern bewaffneten ſich mit ihren Peitſchen, und ohne das ſchöne Geſicht des Lords zu berückſichtigen, peitſchten ſie ihn anfangs und ſchlugen ihn dann mit den Peitſchenſtielen zum Ergötzen des verehrungswürdigen Publikums, ließen ihn blau geſchlagen auf dem Pflaſter liegen und verſchwanden mitſammt ihren Wagen. Der tapfere General behauptet, er ſei Sieger geweſen, viele Leute bezweifeln es jedoch, denn es iſt Thatſache, daß man Mylord und ſeine herrliche Equipage einige Tage hindurch nicht zu ſehen bekam, weil Mylord ein wenig entſtellt ausgeſehen.

Uebrigens thun dieſe und noch andere Ungezwungenheiten dem Anſehen des tapfern Generals keinen Eintrag, am allerwenigſten bei ſeinen Landsleuten, und ich kenne bereits mehrere Nicht-Engländer, welche den Gentleman um die Freiheit, manche Herkömmlichkeiten ungeſtraft überſchreiten zu dürfen, höchlichſt beneiden. Es gibt keine Thorheit, die groß genug wäre, um nicht ihre Nachahmer zu finden.“

„Montferon horchte dem Anſcheine nach den Mittheilungen des Marſchalls, ſeine Gedanken waren jedoch nicht gegenwärtig, ſie weilten eine zeitlang in Schönbrunn, ſchwangen ſich über Berg, Strom und Thal, um ſich in Paris nieder zu laſſen, flogen von dort nach dem kleinen Eiland, welches einem großen Mann zum Aufenthalte diente und und kehrten dann wieder zurück, um ihm nach der Jägerzeile voran zu fliegen, wohin ſein Herz ſich ſehnte und wohin er ſeine nächſten Schritte zu richten gedachte.“

Sechſtes Kapitel.

Bei der Kaiſerin von Oeſterreich.

Herr Rally und John Bretton ſind in einer ernſten Unterhandlung begriffen.

Erſtere hatte ſeinen Vertrauten zu ſich beſchieden und von ihm Rechenſchaft begehrt über den ihm ertheilten Auftrag.

John theilte nun mit, was er erfahren und gesehen, die Liebe der schönen Nachbarin war der Gegenstand der Unterhaltung und Rally erfuhr den Stand der Dinge.

Also Marquis Achille Montferon nennt sich der Günstling Theodora's?

So ist es, derselbe junge Mann, auf den ich Dich gestern im Theater aufmerksam machte.

Es kommt mir vor, als hätte ich diesen Menschen vor mehreren Jahren schon irgendwo gesehen. Laß mich doch ein wenig nachsinnen. Montferon, Montferon, auch dieser Name klingt mir bekannt!

Herr Rally dachte nach, bedeckte seine Augen mit der flachen Hand, um seine Gedanken leichter zu sammeln und sprach dann leise vor sich hin:

„Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so weiß ich bereits, wer er ist? Es kömmt nur darauf an, mir die Gewißheit dessen zu verschaffen, denn die Reihe der Jahre seit damals macht mich unsicher im Urtheile, wäre aber meine Vermuthung richtig, dann besäße ich ihr gegenüber eine Waffe, eine furchtbare Waffe! Aber wie mir die Gewißheit verschaffen, ob ich mich nicht täusche? Ah, welch' eine Idee! Wir wollen sehen, wollen sehen!"

„Nach diesem Selbstgespreche sagte er laut: John, weißt Du, wo der Marquis wohnt?"

„Ja, ich schlich ihm nach, um seine Adresse zu erfahren."

„Ist er an keinem öffentlichen Orte zu treffen?"

„Er speist täglich im Gasthofe zur Kaiserin von Oesterreich."

„Das kömmt erwünscht, wir wollen uns noch heute

hinbegeben, Du etwas früher, ich etwas ſpäter. Ich erſuche Dich, den Marquis, ſo oft ich an der Tafel ſpreche, unbemerkt im Auge zu behalten und mir Abends mitzutheilen, was Du wahrgenommen?“

„Da die Zeit nahe iſt, erwiederte Bretton, ſo will ich mich auf den Weg machen.“

„Halt, noch Eins. Nimm dieſe Adreſſe, ſuche noch heute die jungen Leute auf — es ſind nämlich Bruder und Schweſter, welche die Flöte und Harfe ſpielen — und lade ſie zur nächſten Soirée in meinen Salon ein. Sollten ſie Anſtand nehmen, ſo überlaſſe ich es Deinem Scharfſinne, alle Hinderniſſe zu beſeitigen, Du brauchſt keine Anerbietungen zu ſcheuen, mir iſt viel daran gelegen, daß die jungen Leute bei mir ſpielen. Ich erwarte, daß Du mir heute Abends auch über dieſe Angelegenheit Bericht erſtatteſt.“

John Bretton verſprach pünktlich zu ſein und entfernte ſich; bald darauf verließ auch Herr Raily das Haus . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Im großen Saale des Gaſthauſes zur „Kaiſerin von Oeſterreich“ konnte man täglich die auserleſenſte Geſellſchaft finden. Sie beſtand größtentheils aus Fremden höherer Stellung, welche von Seite des Hofes nicht freigehalten wurden, wozu ſich auch manchmal hohe und höchſte Herrſchaften einfanden, die es liebten, ſich der gaſtlichen Etiquette zu entziehen.

Durch die Dauer des Kongreſſes konſolidirte ſich die

Gesellschaft und bildete später eine Art Klub, der seine Meinung auch außerhalb des Gasthofes geltend machte.

Man speiste dort vorzüglich, und alle Wiener werden staunen, wenn wir sie versichern, daß damals trotz des Fremdenzuflusses in Wien, trotz dem Rang und dem Reichthume der Gäste das Kouvert bei der „Kaiserin von Oesterreich" doch nur fünf Gulden kostete — der holländische Dukaten zu zwölf Gulden — wobei überdies zu bemerken, daß die Tafel sehr reichlich besetzt war und mehrere Sorten Wein bei dem Male servirt wurden.

An den Tafeln dieses Saales waren alle Nationen vertreten; Neuigkeiten, Bonmots, Witzworte flossen aus allen einzelnen Salons in dieses Bassin, welches nicht selten von boshaften und witzigen Bemerkungen übersprudelte.

Zur Zeit des römischen Reiches gab es eine Statue, zu deren Füssen Jeder, dem es beliebte, eine Kritik der Regierenden und Regierten ungestraft niederlegen durfte, diesem Morforio glich der Saal zur „Kaiserin von Oesterreich." Er bildete eine Chronik des Kongresses, wer ihn regelmäßig besuchte, erfuhr Alles, manchmal sogar mehr als anderswo zu erzählen gestattet war, der Gerichtsbarkeit dieses Gasthaus-Areopages war Jedermann verfallen.

Treten wir ein.

Die Tafeln sind zum Theile schon besetzt.

Fassen wir einen Tisch in's Auge, an dem drei unserer Bekannten saßen: Graf Witt, Wasili und Montferon.

Ersterer unterhielt sich mit einem stattlichen Manne, der noch nicht 40 Jahre zählte und dessen kriegerisches Aeußere imponirte; es war der General Tettenborn, früher in österreichischen, seit zwei Jahren in russischen Diensten. Er war es, der als Kourier, wo es galt die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom, von Paris nach Wien zu überbringen, diese Reise in 320 Stunden zurücklegte, was damals fast an's Wunderbare grenzte; er war auch derjenige, der, als er in den Tuilerien im Hofkleide erscheinen mußte, seinen militärischen Schnurbart nicht abrasirte, was Napoleon veranlaßte ihn bitter anzusprechen: „Man muß gestehen, daß ein Schnurbart sich zu dieser Kleidung sehr lächerlich macht!" Worauf Tettenborn schnell replicirte: „Verzeihung, Sire, vielmehr macht die Kleidung sich zu diesem Schnurbart lächerlich!" Tettenborn hatte in russischen Diensten Rang, Orden und Reichthum erworben und die Alliirten schenkten ihm sogar zwei Klöster in Westphalen.

An seiner Seite saß Dr. Koreff, auch eine Art Notabilität, er war stabiler Mitarbeiter des „Oesterreichischen Beobachters" und führte eine Feder voll Schwung, besonders wenn es galt, die Feste in der Rennweger Villa zu beschreiben.

Noch saß an diesem Tische ein bejahrter steifer Herr, den man stets im blauen Frack mit ungeheuren Vatermördern herumgehen sah, dies war der Vice-Admiral Sir Sidney Smith, der mit drei schönen Töchtern im Gundelhof wohnte und sich einen Bevollmächtigten Gustav Adolphs, des früheren Schwedenkönigs, nannte, wel-

cher ihn unter dem Titel eines Herzogs von Holstein mit der Zurückforderung der ihm genommenen Krone — Gustav Adolph behauptete, seine Thronentsagung in der Gefangenschaft sei ungiltig — beauftragt hatte.

Zu diesen sechs Personen gesellte sich noch der russische Oberst von Nostiz, den man auf der Straße nie anders als im Fiaker sah, und der österreichische Hauptmann von Meyern, der Verfasser des Romans: „Dya nasore.“

Die Unterhaltung wurde Anfangs etwas träge geführt, man horchte dem gut geschulten Orchester zu, welches hier stets um die Mittagszeit musicirte.

„Haben Sie schon von dem köstlichen Fund gehört,“ begann Dr. Koreff, indem er sich zu Herrn von Meyern wendete, „den man gemacht hat?“

„Was für einen Fund?“

„Es wird Ihnen bekannt sein, daß man erst kürzlich vom Schlosse Ambras in Tirol eine Sammlung von Seltenheiten hieher brachte, die dort fast völlig vergessen worden war. Unter diesen Gegenständen hat man nun jenes berühmte Salzfaß von Cellini entdeckt, auf welches Göthe zuerst durch seine Uebersetzung aufmerksam machte. Sie können sich nun den Triumph des Herzogs von Weimar vorstellen, der sich alsogleich beeilte, seinem Göthe zu melden, das Kleinod sei aufgefunden, und er selbst, der Herzog, habe es mit eigenen Augen gesehen.“

„Ich begreife nicht,“ sagte der sarkastische Nostiz, „wie das Salzfaß so lange Zeit unbeachtet bleiben konnte, da es doch von Gold ist.“

„Herr Admiral, was ist's mit Ihrem beabsichtigten Piknik im Augarten."

„Es wird stattfinden."

„Gegen Entree!"

„Ja!"

„Und die Souveräne?"

„Werden kommen und zahlen wie jedes andere Menschenkind."

„Geben Sie nur Acht, daß Ihr Fest nicht mißglücke, wie neulich das dort gefeierte Friedensfest, wegen dessen Herr Jahn, der Hoftraiteur im Augarten, im „Oesterreichischen Beobachter" vergebens in Schutz genommen wurde.

Das Arrangement war so läppisch, und was die pompös angekündigte Illumination betraf, so fand man sie des andern Tages in der „Wiener Zeitung."

„Nun, wenn auch das Friedensfest mißlungen ist, wollen wir es doch als kein Omen ansehen, sondern hoffen, daß der Friede erhalten werde."

„Sollte das Gegentheil eintreffen, so wird die Diplomatie diesmal einen guten Theil der Schuld daran tragen."

„Wie," rief Hauptmann von Meyern, „Krieg, unter den Verbündeten? Das ist nicht möglich, wenn es aber ja dazu kommen sollte, dann sollten die Souveräne aus allen Diplomaten, die vergebens am Frieden gearbeitet haben, eine Jägerkompagnie bilden, und sie durch einen altgedienten Hauptmann vor den Feind

führen laſſen, ich wette meinen Kopf gegen eine Note, daß es dann zu keinem Kriege kommen würde."

„Herr von Stein hat ſchon wieder einen Auftritt gehabt und zwar mit Herrn von Stackelberg, es fehlte nicht viel, wär's zum Duell gekommen."

„Ich habe davon erzählen gehört und war Zeuge, wie Herr von Gentz angegangen wurde, beim Kongreſſe die Abſchaffung des Zweikampfes zu beantragen. Der Kongreßſekretär erſchrack über dieſe Zumuthung und bat ums Himmels Willen, die Mühen der Verſammlung nicht noch unnöthig zu vermehren. Ein Ausſchuß mehr oder weniger, meinte einer der Anweſenden, was liegt daran? Ich ſchlage vor, Herr von Gentz zum Referenten des Duell-Ausſchuſſes zu beſtimmen. Gentz machte zu dem harmloſen Scherze eine bitterſüße Miene und die Geſellſchaft lachte."

„Da die Rede eben von Herrn von Gentz iſt, nahm General Witt das Wort, ſo will ich Inen ein Amüſement von geſtern erzählen. Wir waren von Gentz in ſein Landhaus in Weinhaus zu Tiſche geladen, unter den Gäſten befand ſich Dr. Bollmann *), der eben aus Amerika kam. Die ganze Geſellſchaft lauſchte ſeinen Mittheilungen

*) Bollmann iſt im Jahre 1770 zu Hoya in Hannover geboren. Er verſuchte im Jahre 1794 die Befreiung des in Olmütz gefangenen Lafayette; der romantiſche Plan mißlang, Bollmann wurde gefangen nach Wien gebracht und des Landes verwieſen. Die Rettung der Frau von Stael von Paris nach London gelang ihm beſſer. Der Finanzminiſter Graf Stadion benützte ſpäter ſein Talent und ſeine Erfahrung, und wenn es ſich auch nicht erweiſen läßt, daß Bollmann allein es war, der die öſterreichiſche Nationalbank

über dieſes Land, über deſſen freie Inſtitutionen und die ſtaunenswerthe Einwicklung ſeiner Macht. Durch die naiven Fragen eines Anweſenden angeregt, erging ſich nun Bollmann in einem Lobe der republikaniſchen Inſtitutionen, und ſein Vortrag geſtaltete ſich zu einem vollſtändigen freiſtaatlichen Kurſus, wie man ihn bei dem Monarchenkongreſſe gar nicht für möglich gehalten hätte. Aller Augen waren auf Herrn von Gentz gerichtet, der ſich unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her bewegte, todtbleich zuhörte und eine Beſtürzung zeigte, als wäre eben in ſeiner Gegenwart ein Attentat verſucht worden. Bollmann dachte nichts Arges und fuhr in ſeinen Anpreiſungen fort, bis endlich das Schmunzeln der Geſellſchaft ihn aufmerkſam machte, und er zum Ergötzen Aller plötzlich abbrach, was die Heiterkeit nur noch vermehrte."

„Haben Sie nichts gehört, wird morgen bei Hofe die Produktion der lebenden Bilder ſtattfinden oder nicht?"

„Das Schickſal der Vorſtellung iſt bereits günſtig entſchieden, der junge Graf Wrbna, der den Apollo darſtellen wird, hat ſich endlich herbeigelaſſen, ſeinen Schnurbart zu beſeitigen, der dem Gotte der Muſen freilich noch ſtörender wie dem Napoleoniſchen Staatskleide gepaßt hätte."

„Tettenborn lachte und ſagte: Ein Schnurbart im Olymp iſt freilich etwas Anderes wie in den Tuillerien."

---

gründete, ſo iſt es doch ſicher, daß ſeine Kombinationen und Vorſchläge bei der Errichtung dieſer Anſtalt weſentlich berückſichtiget wurden. Er war auch der Erſte, der in Wien von Byron und Walter Scott ſprach, auf ihre Dichtungen aufmerkſam machte und ſie in gewählten Kreiſen mittheilte.

„Weiß man etwas Näheres wegen der Reise der Souveräne nach Ungarn?“

„Sie wird nächstens angetreten werden und es gilt dem Könige von Sachsen, der sich in Preßburg aufhält, um von der Grenzstadt aus seine Rechte zu wahren.“

„Diese Reise war die Veranlassung zu einem allerliebsten Scherze. Bekanntlich haben sich die Souveräne wechselseitig mit Regimentern beschenkt, Kaiser Alexander beredete nun die königlichen Obersten, um die Erlaubniß zur Reise nach Ungarn zu erlangen, beim Kaiser Franz die diesfälligen Gesuche auf Stempelpapier einzureichen, was auch zur großen Heiterkeit des österreichischen Souveräns geschah.“

„Unser Czar, bemerkte Nostiz, nimmt sich in der österreichischen Uniform vortrefflich aus; wissen Sie auch, daß der Schneidermeister, der das Prachtstück verfertigte, sich von Sr. Majestät die hohe Gnade erbat, Höchstseinen Namen auf das betreffende Schneidermaß eigenhändig zu schreiben, was Alexander auch augenblicklich that?“

„Jedenfalls ist dieser Schneider glücklicher gewesen wie jener, der für den Großfürsten Constantin die österreichische Küraſſier-Uniform zu verfertigen hatte. Das Collet paßte nicht und es fehlte nicht viel, so wäre dem Meister ein empfindliches Traktament zu Theil geworden; der Großfürst hält sehr auf eine knappe Toilette und das Collet wird vor jedesmaligem Gebrauche in der Kellerluft angefeuchtet, um wie angegossen zu sitzen.“

„Halt, meine Herren, ergriff General Witt die Rede, ich hätte beinahe vergessen, Ihnen einen Incidenzfall mit-

zutheilen, der viel von ſich ſprechen macht. Das Beiſpiel der Souveräne in Bezug auf den Vortritt, das Alter maßgebend ſein zu laſſen, wirkt nach abwärts nicht in erwünſchter Weiſe; der Streit zweier deutſchen Miniſter in ſolcher Angelegenheit iſt kaum zum Nachtheile des Einen entſchieden und ſchon gibt es wieder Unannehmlichkeiten zwiſchen zwei Damen, von denen jede behauptet, daß ihr vor der andern der Vortritt gebühre."

„Um dieſe Debatte abzuſchneiden, ſagte Hauptmann Meyern, gibt es ein einfaches Mittel, man wende auf die Damen die Regel der Souveräne an, frage, welche die ältere ſei, und jede von Beiden wird auf den Vortritt verzichten."

„Der Einfall erregte Heiterkeit, ein neuer Gaſt ließ ſich an der Tafel nieder."

„Es war Herr — Raily."

„An dem Tiſche nebenan hatte bereits John Bretton Platz genommen, und zwar ſo, daß er ohne aufzufallen, den Marquis Achille Montferon im Auge behalten konnte."

Siebentes Kapitel.

Geſchichten von ehedem.

Der in den Speiſeſaal bei der „Kaiſerin von Oeſterreich“ eintretende Herr Raily grüßte die Geſellſchaft, ein lautes Willkommen tönte ihm entgegen.

„Wie kommt es, daß Sie ſich heute hieher verirren? fragte Oberſt Noſtiz.“

„Ich liebe den Wechſel und dinire heute hier und morgen dort. Habe ich die Herrſchaften vielleicht in einer politiſchen Unterhaltung geſtört?“

„Wir ſprachen von nichts weniger als von Politik.“

„Ein wenig Mediſance, ſonſt nichts.“

„Sie werden der Unterhaltung neuen Stoff zuführen.“

„Sie wollen mich verlegen machen, ich bin zu unbedeutend.“

„Zu viel Beſcheidenheit, mein Herr, wer von uns darf ſich rühmen, die Welt nach allen Seiten der Windroſe ſo wie Sie durchkreuzt zu haben?“

„Es iſt wahr, ich ſah vieler Herren Länder, allein der Kongreß iſt da, um ſich mit der Gegenwart und nicht mit der Vergangenheit zu beſchäftigen.“

„Ganz recht, mein Herr, allein um die Gegenwart zu ordnen, darf man die Vergangenheit nicht aus dem Auge

verlieren. Es ist freilich trübselig, aber wir sind einmal darauf angewiesen, immer wieder an die Revolution denken zu müssen, deren Folgen zu beseitigen die Aufgabe unserer Zeit ist."

Sie haben recht, lieber Nostiz, nahm jetzt Graf Tettenborn das Wort, die Menschheit im Allgemeinen leidet mehr oder minder an den Folgen der Revolution, wie erst Jene, die bei dem unseligen Ereignisse persönlich betheiligt waren und noch dazu als gezwungene Opfer, wie zum Beispiel die wunderschöne Gräfin Rzewuska."

„Wie, die reizende Gräfin...."

„Die den Kongreß entzückt?"

„Kenen Sie ihre Geschichte nicht? sie ist ein kleiner Roman, der Zufall kann bei einer erdichteten Erzählung kaum wunderbarer walten, wie in dem Leben dieser Frau."

Rosalie ist die Tochter der Fürstin Fanni Lubomirska, die sich zur Zeit der Revolution in Paris befand, das Mädchen zählte damals fünf Jahre.

Die Fürstin wähnte sich auch mitten zwischen den Schaffoten im Vertrauen auf die Gesetze des Völkerrechtes sicher und dachte nicht daran, Paris zu verlassen.

Eines Tages jedoch wurde sie in ihrer Wohnung überfallen und sammt dem Kinde nach der Konciergerie geschleppt. Man hatte sie dem revolutionären Komité denuncirt, damals genügte die albernste Beschuldigung, sich einer Verschwörung gegen die Sicherheit der Republik verdächtig gemacht zu haben, und das blutige Tribunal verurtheilte sie zum Tode. Als besondere Gnade gestat-

tete man ihr, ihre fünfjährige Tochter bis zum Scheiden von dieser Erde bei sich behalten zu dürfen.

Bevor die unglückliche Dame den Schmerzensweg antrat, empfahl sie ihr Kind einigen Mitgefangenen, die jedoch nach und nach dasselbe Loos erfuhren, und die arme Rosalie andern Unglücksgefährten überließen, so daß man sie mit Recht „die Waise der Gefängnisse“ nennen konnte.

Das arme Wesen, von einem Opfer dem andern hinterlassen und von diesem adoptirt, fand endlich bei der Wäscherin des Gefängnisses Aufnahme, welche sich Bertet nannte. Fünf Kinder hatte diese Frau bereits zu versorgen, Rosalie war das sechste.

Die Blutherrschaft ging zu Ende, die Verzeichnisse der Geopferten wurden bekannt gemacht und der Graf Rzewuski, der Bruder der Fürstin eilte nach Paris, um die Tochter seiner unglücklichen Schwester aufzusuchen. Alle Bemühungen blieben ohne Erfolg. Anzeigen, Signalements waren vergebens, der Schließer der Konciergerie war seitdem gestorben und hatte schon mehrere Nachfolger gehabt, der Graf verzweifelte schon, daß er seinen Zweck erreichen werde..

Eines Morgens, der Graf wohnte im „Hotel Grande-Batelière,“ ging er eben über den Hof und bemerkte die Wäscherin des Hotels, an deren Seite sich ein wunderhübsches Mädchen befand. Die Schönheit des Kindes fesselte den Grafen.

„Wie heißen Sie, mein Kind?“

„Rosalie!“

„Gute Frau, iſt das Ihr Kind?“

„O nein, ſie iſt die Tochter einer hohen Dame, die zur Zeit Robespierre's guillotinirt wurde, ich ernähre das Kind bereits ſeit drei Jahren.“

„Wie hieß die Mutter dieſes Kindes?“

„Ich weiß es nicht.“

Der Graf zweifelte trotzdem nicht, daß dies die geſuchte Nichte ſei, um ſich jedoch noch mehr zu überzeugen, ſpricht er das Mädchen plötzlich in polniſchner Sprache an.

Bei dieſen Klängen, welche die ſüßen Eindrücke der Jugend in dem Herzen des Kindes wach riefen, brach Roſalie in Thränen aus und ſtammelte: „Ich verſtehe Sie, mein Herr, o ſprechen Sie weiter, ſo redete meine Mutter mit mir.“

Die ſchöne Roſalie heiratete ſpäter ihren Vetter den Grafen Rzewuski, wurde der Schutzengel ihrer Ziehmutter und das Glück breitet einen goldenen Schleier über das trübe Geſchick ihrer Vergangenheit. Wenn Sie den nächſten Ball beſuchen, welchen der Czar im Palais Raſumowski veranſtalten läßt, ſo können Sie ſehen, wie der Kaiſer von Rußland in einer zierlichen Polonaiſe mit der „Waiſe der Gefängniſſe“ den Ball eröffnen wird.

„Ihre Mittheilung iſt intereſſant,“ bemerkte Graf Waſili, Gräfin Roſalie hat indeſſen nur das Glück gehabt, *das* wieder zu erringen, was ſie durch ein Mißgeſchick verlor, es iſt zwar auch ein Glück, allein es kommt lange nicht *dem* gleich, wenn die Götter einen unbedeutenden

Menſchen zum Günſtling auserſehen, und ihn mit Glück überſchütten. Ich will Ihnen einen ſolchen Fall erzählen.

In der Kapelle der Kaiſerin Eliſabeth befand ſich ein Sänger, der nach und nach zum Liebling und Miniſter emporſtieg. Gregor, ſo nannte ſich der Glückliche, hatte in Klein-Rußland einen Bruder, der Cirill hieß und dort die Schafe hütete. Der Günſtling erinnert ſich ſeines Bruders, will ſein Glück mit ihm theilen und gibt Befehl, ihn nach Petersburg zu bringen. Der junge Hirt, nicht ahnend, was das Geſchick ihm beſcheert, glaubt in den kaiſerlichen Sendlingen Werber zu erkennen, und da ihm der Brodſack des Schäfers lieber als die Patrontaſche iſt, ſo entflieht er und verbirgt ſich in den Wäldern. Man verfolgt und erreicht ihn, man umzingelt ihn, Cirill wehrt ſich wie ein wildes Thier und man iſt genöthiget, ihn zu feſſeln. Er betritt den kaiſerlichen Pallaſt in Petersburg mit Ketten beladen und als er ihn kurz darauf verläßt, iſt er mit Ehren und Reichthümern beladen und ſteigt bis zum Feldmarſchall empor. Sein Vermögen warf ihm die ganz unbedeutende Rente von jährlich ſiebzehn Millionen Rubel ab und ſein Sohn Andreas nennt ſich gegenwärtig Fürſt Raſumowsky.

„Die Geſchichte Ihres Vaterlandes," bemerkte Meyern, „weiſt dergleichen Glückwechſel von unten nach oben und auch von oben nach unten. Welch' ſchlagende Beiſpiele liefert das letzte Jahrhundert. Menzikoff, ein Bäckerjunge, zum Fürſten und General emporgeſtiegen, wandert in's Exil; Biren, ein Bedienter ſchwingt ſich auf, ſo, daß er neun Jahre lang Herr des Reiches iſt

und wird plötzlich in Gegenwart ſeiner eigenen Garde, die vor Schrecken erſtarrt iſt, von ſeinem Nebenbuhler in Ketten geſchlagen. Er büßt ſeine Erhebung durch ein unſägliches Elend und beſteigt zum zweiten Male den Thron. Sein Nebenbuhler Münnich, erſt allmächtig, wird in die Einöden Sibiriens geſchickt. Leſtock, nachdem er zweien Regentinnen rathend zur Seite geſtanden, wird geſtürzt; die Fürſtin Daſchkoff, die Seele jener Verſchwörung, welche die Krone vom Haupte Peters III. nahm, um ſie auf jenes ſeiner Gemahlin zu ſetzen, wanderte in's Exil, und ſo weiter, das Kapitel würde zu lang, wenn ich die Reihe vervollkommnete."

„Kurz und gut," ſagte Dr. Koreff, „es waren eine Menge kleiner Revolutionen, die ſich im Innern des Pallaſtes abſpielten, und das Fluidum zu einer großen Exploſion ſich nicht anhäufen ließ; es gibt Zeichen, Warnungen und Vorbedeutungen, die, ſo leiſe ſie auch anklopfen, doch gehört zu werden verdienen; es gibt Stimmen in der Luft, es wandeln unheimliche Geiſter durch die Geſellſchaft, und man thut nicht gut, ſich die Augen zu verhüllen. Wer in Paris in den letzten Jahren vor der Revolution gelebt hat, wird ſich all' jener kleinen Zwiſchenfälle erinnern, welche der Eruption vorangingen, und wie ausgeſtreckte Finger auf die Zukunft hindeuteten."

„Ganz recht, mein Herr," nahm jetzt Herr Raily das Wort, „auch mir wurde von einem Augenzeugen eine Begebenheit erzählt, die ſich mehrere Jahre vor der Epoche zutrugen, und die Sie alle vielleicht für erdichtet halten werden, ſo wie ich es that, bis ſie ſpäter der Graf

von Provence — jetzt Ludwig XVIII. — bestätigte. Was ich erzähle, ist, wie Sie mein Herr vorhinein sagten, ein ausgestreckter Finger oder ein Zeichen, ein Omen wenn Sie wollen. Hören Sie mich an."

Die Absicht des Erzählers, die Aufmerksamkeit der Anwesenden im höheren Grade zu erregen, war gelungen, sein Blick fiel auf John und er sah, wie emsig dieser den Marquis Montferon betrachtete; hierauf begann er:

„Das Leben am Hofe Ludwig XVI. wird Ihnen sicherlich bekannt sein, eben so werden Sie wissen, daß unter den Liebhabereien, welchen man sich zu jener Zeit hingab, auch jene des Spieles gehörte. Der grüne Tisch, war der Ort, wo die meisten Hofleute ihr Vermögen durchbrachten, die Königin selbst, obwohl für Verluste sehr empfindlich, nahm doch mit einem gewissen Eifer an diesem Vergnügen Theil.

Allein das Spiel an und für sich wäre noch zu entschuldigen gewesen, wenn es bei demselben auch nur redlich hergegangen wäre; dem war aber nicht so. Alte Herzoginnen, junge Barons, Niemand machte sich ein gewissen daraus, die Croupiers zu hintergehen, es ist unglaublich, mit welcher Unverschämtheit hier betrogen wurde. Eine Herzogin zum Beispiel hatte die Gewohnheit, das Geld, welches sie vor sich liegen hatte, als Einsatz zu betrachten, wenn ihre Farbe gewann, wenn sie aber verlor, so behauptete sie, nicht mitgespielt zu haben."

„Die Folge ähnlicher Kniffe war, daß man ein

Band über die Tafel heftete und erklärte, man würde die Geldhaufen außerhalb des Bandes nicht bezahlen. Dieses Sympton eines entsittlichten Zustandes ist gewiß ein ausgestreckter Finger, ein moralisches Thermometer, welches auf den Gefrierpunkt zu sinken droht."

„Am unverholensten zeigte sich die Spielwuth zu Marly, jenem lieblichen Schlößchen, wo der Hof sich oft einfand, und wo zu jener Zeit die Etikette so ganz und gar bei Seite gesetzt wurde, daß Jeder, der ein feines Kleid trug, sich unangemeldet im Salon einfinden und an dem Spiele Theil nehmen konnte."

„Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, so hieß an jenem Abende, von dem ich spreche, der Banquier am grünen Tische Herr v. Calabre."

„Der Graf von Provence pointirte eben, als sich ihm der Graf von Tavannes mit bestürzter Miene und todtbleichem Gesichte näherte."

„Monsigneur!"

„Was gibt es?"

„Ich bitte, blicken Sie hinab, am Spiegeltischchen steht ein Herr..."

Der Prinz sah nach der bezeichneten Stelle, und erblickte einen Unbekannten, der sehr stattlich aussah.

Er trug ein rosarothes Kleid, eine blaue Weste mit Silberborden verziert, eine feingefältelte Brustkranse, eine gepuderte Perrücke, einen Staatsdegen und ein Augenglas.

Der Graf von Provence besah den Unbekannten aufmerksam und lispelte dem erschrockenen Kavalier zu:

„Ich betrachte den bezeichneten Herrn genau, sein

Aeußeres iſt höchſt anſtändig und ich bemerke nichts, was Ihre Beſtürzung rechtfertigen könnte."

„Oh, Monſeigneur, bemerken Sie nicht, mit welcher Freiheit er ununterbrochen Se. Majeſtät den König anſtiert."

Der Prinz bemerkte in der That, wie der Mann im roſenrothen Kleide ſein Auge urverwandt auf Ludwig XVI. gerichtet hatte, und zwar in einer Weiſe, die ihn verletzte.

„Kennen Sie den Herrn? fragte er."

„Der Graf von Tavannes flüſterte ihm einige Worte ins Ohr, der Prinz wurde todtenbleich."

„Verhalten Sie ſich ruhig, ſagte er, ſich faſſend, ich übernehme es, den Unverſchämten ohne Aufſehen aus dem Salon zu entfernen."

„Der Graf von Provence blikte um ſich und bemerkte in der Nähe den Fürſten Saint Maurice, der als Oberſt die hundert Schweizer des Prinzen befehligte."

„Er berief den Oberſten zu ſich."

„Sehen Sie dort den Mann im roſenrothen Kleide?"

„Ja, Monſeigneur!"

„Begeben Sie ſich zu ihm und befehlen Sie ihm, jedoch leiſe, daß er ſich augenbicklich ohne Aufſehen entferne."

„Saint Maurice that, was ihm der Prinz befahl."

„Der Unbekannte hörte die Weiſung an und man ſah, wie das Blut aus ſeinem Antlitze wich."

„Er blieb, als bedenke er ſich, eine halbe Minute hoch aufgerichtet ſtehen, warf einen langen fürchterlichen Blick auf Saint Maurice, dann auf Ludwig XVI. und verſchwand aus dem Salon."

„Herr Raily hielt einen Moment inne und fuhr dann mit erhöhter Stimme fort:“

„Wiſſen Sie, meine Herren, wer der Unbekannte in dem roſarothen Kleide und der ſilberbordirten blauen Weſte war?“

„Es war ein Mann, der ſich zwei ſeiner berühmteſten Opfer im Voraus auserſehen zu haben ſchien, es war — Herr Sanſon, der Henker von Paris!“

Ein Murmeln durchläuft die Geſellſchaft.

Marquis Achille Montferon ſtützt ſich leichenfahl an die Lehne ſeines Seſſels.

Herr Raily, ohne auf den Eindruck zu achten, den ſeine ſchreckliche Erzählung machte, ſagte leicht hingeworfen.

„Sehen Sie, meine Herren, das iſt auch einer der ausgeſtreckten Finger, die auf Sturm deuten.“

Hierauf erhob er ſich, grüßte vornehm und verließ langſam den Salon.

Achtes Kapitel.

Balthasar Kern als Vermittler.

Mr. John Bretton ist auf dem Wege, den zweiten Theil seines Auftrages zu erfüllen.

Er hatte den erschütternden Eindruck beobachtet, den Raily's Erzählung auf Achille Montferon hervorbrachte, und brach bald, nachdem sich sein Chef entfernt, ebenfalls auf.

Auf dem Wege zur Lehmgrube dachte er über die Tafelscene nach und sprach bei sich:

Dieser Raily ist ein schlauer, vorsichtiger Kopf, ich möchte gerne wissen, was er im Schilde führt? Er hat es auf den jungen Marquis abgesehen, es gilt einem Nebenbuhler, so viel ist mir klar, wodurch er ihn aber zu fassen gedenkt, das erräth der Teufel. Für mich war es jedenfalls ein Glück, daß ich mit ihm zusammentraf, er hat mich rangirt und der Kongreß hilft mir auf die Beine. Die Geschäfte gehen gut und mehr braucht ein ehrlicher Kerl nicht. Ein wenig Glück und reiche Gentlemen, das ist Alles, was ich wünsche und es mangelt mir weder das eine noch das andere.

Nach diesem Monologe schenkte Mr. John seinem zweiten Auftrage die gehörige Aufmerksamkeit, durchlas die

erhaltene Adreſſe noch einmal und begann, als er in der bezeichneten Vorſtadt anlangte, die betreffende Straße zu ſuchen.

Er fand ſie bald und mit ihr auch die Schenke zum „Landwehrmann.“

John hielt ein wenig an und ſimulirte eben, wie er es am klügſten anſtellen müſſe, um die jungen Spielleute zu gewinnen, als er einen großen, hageren Mann bemerkte, der langſam daherſchlich und Miene machte, in dasſelbe Haus einzutreten, wohin auch er mußte.

Ohne ſich zu beſinnen, ſprach der Engländer den Unbekannten an: Mein Herr, ich bitte auf ein Wort!

„Was wünſchen Sie?“

„Ich bemerke, daß Sie in dieſes Haus wollen, wohnen Sie hier?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie entſchuldigen, ich ſoll zwei Leute aufſuchen, die ebenfalls hier wohnen, Joſef und Joſefine Feilhart.“

„Ganz recht, ſie ſind meine Nachbarn, und waren, als ich fortging, zu Hauſe. Ob ſie es jetzt noch ſind, weiß ich nicht, denn ich befand mich mehrere Stunden abweſend, die Tafel beim Fürſten Eſterhazy dauert immer ſehr lange.“

„Sie ſind alſo der Nachbar der jungen Leute, das freut mich, Sie werden mir vielleicht mit einem guten Rathe an die Hand gehen können, es handelt ſich nämlich. die kleinen Künſtler für unſern Salon zu aquiriren.“

Herr Balthaſar Kern wurde wie verklärt, das Wort

„Salon“ brachte auf ihn eine bezaubernde Wirkung hervor.

„Unſer Salon“ hatte der Fremde geſagt, es ſtand alſo ein Fürſt oder Graf vor ihm, vielleicht noch mehr. Seine Fantaſie verlor ſich in ſchwindelnde Höhen, er träumte ſchon Incognito's und wer weiß was noch.

„Ich ſtehe Ihnen zu Dienſten, mein Herr,“ ſagte er freudig aufgeregt, „was ich weiß, ſollen Sie erfahren, was ich bei den kleinen Nachbarn an Einfluß beſitze, will ich anwenden, Ihnen zu dienen; doch ich bitte, wollen Sie mich in meiner beſcheidenen Wohnung beehren, hier auf der Straße iſt's kühl.“

„Ich nehme Ihre Einladung an,“ erwiederte Bretton und folgte dem Herrn.

Auf dem Wege betrachtete der Engländer ſeinen Führer näher und verwunderte ſich im Stillen, daß ein Mann, der beim Fürſten Eſterhazy ſpeiſte, ſo einfach in einer Winkelſtraße der Vorſtadt und in einem mehr als beſcheidenem Hauſe wohne; doch ſprach er ſeine Gedanken nicht laut aus.

Herr Kern ſperrte ſeine Wohnung auf und ſagte: „Es iſt bereits finſter, ich bitte nur einen Moment zu verziehen, ich werde gleich Licht machen.“

Beide Herren ſtanden in der Küche, Herr Balthaſar ſtöberte nach einem Schwefelfaden umher, den er endlich fand und anzündete. Das brennende Licht in der Hand, öffnete er ceremoniös die Zimmerthür, und ließ ſeinen Gaſt vorangehen.

Der Engländer trat in ein Zimmer mittlerer Größe, deſſen Einrichtung dem beſcheidenen Aeußeren ſeiner neuen Bekanntſchaft entſprach; mit Ausnahme mehrerer Käfige, die an der geweißten Wand in einer Fronte aufgehängt waren, konnte man in der Stube nur das Nothwendigſte bemerken.

Herr Balthaſar ſtellte das Licht auf den Tiſch, bot dem Gaſte einen Stuhl und bat ihn, nur einen Moment zu verzichten.

„Ich muß," ſagte er, „die Käfige meinet Vögel verdecken, damit das Licht die Thiere nicht aus ihrer Ruhe ſtöre. Sobald ſie nämlich Licht in der Stube bemerken, wähnen ſie, es ſei Mondenſchein, fangen zu zwitſchern an und ſind des andern Tages weder für Muſik, noch für Sprachunterricht diſponirt, gerade ſo wie Menſchen, wenn ſie eine Nacht durchſchwärmt haben."

„Ihre Vögel empfangen alſo Unterricht?"

„Gewiß, die einen lehre ich kunſtgemäß pfeifen, die anderen ſprechen und ſie machen reißende Fortſchritte. Als wir geſtern beim Fürſten Gallizin von der Tafel aufſtanden, ſagte Seine Durchlaucht zu mir: Nun, lieber Kern, was macht Ihr Staar? Plaudert er ſchon? Durchlaucht, erwiederte ich, der Vogel ſcheint die hohe Beſtimmung, die ihm zugedacht, zu begreifen, er iſt nämlich dem Kaiſer Alexander beſtimmt und den Kanarienvogel werde ich der Gräfin Fuchs verehren."

„Warum der Gräfin?"

„Das werde ich Ihnen gleich erklären. Der Graf Fuchs war im Jahre 1809 Major bei der Landwehre,

meine gegenwärtige Hausfrau war ebenfalls bei der Landwehr, das heißt, mit ihrem Gatten, dem annoch lebenden Herrn Johann Sinzinger. Da sagte sie unlängst zu mir, sie weiß nämlich daß ich in der Abrichtungskunst von Vögeln Meister bin: Sie, lieber Herr Kern, wenn Sie einmal einen Vogel haben, der das Gewisse: „Nur langsam voran, nur langsam voran," hübsch pfeifen kann, so werde ich ihn kaufen, ich will ihn dem Grafen Fuchs zur Erinnerung an die Vergangenheit verehren."

„Gut, dachte ich, kaufte mir eine Drehorgel mit dem: „Nur langsam voran," und begann mit dem Kanarienvogel, der dort am Ende hängt, den Unterricht."

„Das Thier hat Talent, die ersten drei Noten des: „Nur langsam," trifft es schon prächtig, aber mit den letzten Beiden, nämlich mit dem: „Voran" da happerts es noch."

„Dies machte indessen nichts, wenn mir bei dieser Gelegenheit nur keine andere Unannehmlichkeit wiederfahren wäre."

„Im Bauer nebenan befindet sich auch ein Kanarienvogel, ein hartköpfiges Best, dem ich siebenundzwanzig Wochen lang das Lied: „Auf, auf, ins Feld" vororgeln mußte, bis er sich dasselbe merkte."

„Gut — dachte ich mir — jetzt kannst Du es behalten, und begann den Unterricht mit dem jetzigen Schüler."

„Was geschah aber?"

„Das störrische Thier, dem ich das: „Auf, auf, ins Feld!" siebenundzwanzig Wochen lang vororgeln mußte, hatte kaum das: „Nur langsam voran" einige Male

gehört, so merkte es sich auch schon ein paar Töne, wurde ganz konfus und statt: „Auf, auf, ins Feld" pfeift der Köter jetzt: „Nur langsam ins Feld!" und ich werde wieder wochenlang zu thun haben, bis ich ihm das: „Ins Feld" aus dem Kopfe bringe, und statt dessen das alte: „Nur langsam voran" hineinorgle."

Herr Balthasar besprach diese Angelegenheit mit einer Würde und einem Eifer, daß der erfahrene John leicht merken konnte, welch eine Species er vor sich habe; er durchschaute zwar noch nicht alle Eigenthümlichkeiten seiner neuen Bekanntschaft; aber er wußte genug, um bei ihm nicht irre zu gehen.

Er sagte daher: „Ich bewundere Sie, mein Herr, ich bin schon hübsch weit in der Welt herumgekommen, muß jedoch gestehen, daß ein solcher Fortschritt, in der Kunst Vögel abzurichten, mir bisher noch nicht vorgekommen ist; doch möchte ich so frei sein, Sie an die Ursache zu erinnern, die mich hieherführte."

„Richtig, die kleinen Spielleute, sie wohnen hier nebenan, ich bin nur durch die geschlossene Thür von Ihnen getrennt, die Mamsell ist allerliebst, ich habe mir auch vorgenommen, sie beim Fürsten Radziwil, wohin ich öfter geladen werde, zu empfehlen, allein ihr Bruder ist ein naseweis; stellen Sie sich vor, was er sich neulich mir gegenüber herausnahm."

Und nun erzählte mit großer Entrüstug Herr Balthasar die letzte Scene mit Josef, und John bekam Gelegenheit, seinen Mann noch besser kennen zu lernen."

„Wie gesagt," fuhr Balthasar fort, „der Bursche

hat ein loſes Maul, aber deshalb will ich ſeinem Fortkommen doch förderlich ſein, der Schweſter zu Liebe und Ihnen zu Gefallen, wir müſſen die Sache klug anſtellen, denn wenn die Wirthin, meine Hausfrau erführe, daß man ihr die Spielleute abwendig machen wolle, ſo wäre der Teufel los."

„Sie darf alſo nichts erfahren."

„Ih bewahre, wir müſſen das Geſchäft hinter ihrem Rücken abmachen, erſt wenn die Zwillinge ihr Wort gegeben, können wir darauf rechnen."

„Ich will mich zu ihnen hinüber begeben."

„Auch dazu rathe ich nicht, wir wollen es klüger anfangen und die Geſchwiſter herüber rufen."

John willigte ein, Balthaſar ſchlich hinaus und kam bald darauf mit Joſef und Joſefine zurück.

Der Engländer machte nun im Namen des Sir Raily ſeine Einladung, die Geſchwiſter wurden verlegen und Balthaſar riß die Augen und Ohren auf, als John die Fürſten, Grafen, Barone u. ſ. w. herzählte, welche den Salon im Hotel Roſenberg beſuchten.

Joſef und Joſefine blickten ſich fragend an.

Die neulich herbeigeführte Uneinigkeit war noch nicht gewichen, Joſef ſehnte ſich in andere Kreiſe und Joſefine bedauerte die Kränkung, die ſie ihm verurſachte, indem ſie Gefahren auswich, auf welche die Vorſicht der Landwehrwirthin ſie aufmerkſam machte. Nun ſtand abermals ein Verſucher vor ihnen, eine zweite Gelegenheit bot ſich dar, aus dem bisherigen Geleiſe in ein neues zu treten.

Joſef ſah die Schweſter erwartungsvoll an, in ſeinem

Blicke lag die Frage: „Wirſt Du Dich auch heute ſträuben, den Pfad zum Ruhme zu betreten?“

Joſefine fühlte, daß wenn ſie abermals ſich weigerte, dem Antrage zu willfahren, dies den Zwieſpalt mit dem Bruder nur noch mehren und die eingeriſſene Kluft vergrößern würde, ſie beſchloß daher den Antrag ruhig anzuhören, und dann ihre Einwendungen zu machen.

Dies geſchah denn auch, indem ſie auf die Pflicht der Dankbarkeit hinwies, die ſie und ihr Bruder Herrn Sinzinzer ſchuldig ſeien.

John erwiederte darauf, daß durch ihre Produktion in einem Salon dem Landwehrwirth kein Eintrag geſchehe, es ſei nicht ſein Wille, ſie ihrem Wohlthäter, wie ſie ihn nennen, zu entfremden; wenn ſie Einen oder zwei Abende in Privatzirkeln ſpielten, ſo ſchade dies dem Wirthe nichts u. ſ. w.

Dieſer Antrag mißfiel Joſefine weniger, wie jener des Grafen Marſan, dem zu Folge ſie das Haus des Landwehrwirthes für immer hätten verlaſſen müſſen, während es ſich hier bloß um einige Produktionen außerhalb desſelben handelte.

Die Jungfrau machte nun eine andere Einwendung; ſie geſtand offen, daß ſie vor den feineren Geſellſchaften gewarnt worden ſei, ſie nähme Anſtand ſich ſchutzlos in fremde Kreiſe zu wagen, Joſef ſei zwar ihr lieber Bruder, aber er ſei unerfahren wie ſie, man habe ihr erſt hier die Augen geöffnet vor Gefahren, die ſie früher nicht kannte, ſonſt würde ſie gewiß nicht nach Wien gekommen ſein, am allerwenigſten jetzt zur Zeit des Kongreſſes. Ohne

einen Schützer würde sie sich nie entschließen, einen Salon zu betreten, sie würde deshalb die Wirthin zu Rathe ziehen.

John wußte bereits, daß er, wenn Letzteres geschähe, seinen Zweck nicht erreichen würde, er sträubte sich dagegen und machte seine Einwendungen.

Balthasar, dem es seit einigen Minuten wie Mühlräder in dem Kopfe herumlief, unterbrach plötzlich den Wortwechsel und sagte:

„Ich bitte allerseits, mir auch ein Wörtchen zu gestatten. Das Fräulein will nicht ohne einen Beschützer die Salons betreten, zugestanden; ich übernehme es, meine jungen Nachbarn von allen Unbilden zu schützen, ich begleite sie in die Salons und bilde den Dritten in ihrem Bunde.“

Die Kinder lachten.

„Bin ich Ihnen nicht etwa ehrbar genug? Oder meinen Sie, ich verstehe es nicht, mich in einem Salon zu bewegen, ich, der täglich bei hohen Herrschaften zu Tische gehe, der so ausgebreitete Bekantschaften besitzt, wie wenige in Wien? Ich sehe zwar im Voraus, daß ich kostbare Zeit verlieren, daß ich Ihnen zu Liebe manches fürstliche Diner werde absagen müssen, allein ich halte mein Wort, ich begleite Sie.“

In diesem Momente begann es sich in dem Bauer zu regen, wo der störrische Kanarienvogel logirte, und man hörte ein Wispern, in welchem keine Menschenseele irgend einen bestimmten Ton erkannt haben würde.

Herr Balthasar jedoch murmelte: Haben Sie es gehört?

das Best' hat schon wieder „Nur langsam ins Feld" gepfiffen, ob, wenn ich nur diese Konfusion schon beseitiget hätte!"

Nach diesem kurzen Intermezzo wurde die Unterhandlung fortgesetzt; der Antrag Kerns war keineswegs zu verwerfen, Josefine hatte Vertrauen zu dem höflichen ehrbaren Manne, John ließ nun das schwere Geschütz spielen und die pekuniären Vortheile kamen zur Sprache; der Engländer that sein Möglichstes und warf mit Hunderten herum, daß die jungen Leute völlig geblendet wurden, und endlich einig geworden, ihre Einwilligung gaben.

Der Abend der Produktion war zwar nicht bestimmt, John versprach jedoch sie und Herrn Kern im Voraus davon zu avisiren, wo sie dann alle Drei in der Equipage des Herrn Raily abgeholt werden sollten.

Bei dem Worte „Equipage" nickte Herr Balthasar mit dem Kopfe und sagte: Natürlich, bis in die Leopoldstadt kann man doch nicht zu Fuße gehen; wenn ich in der Bildergallarie des Fürsten Liechtenstein in der Rossau zu thun habe, so sendet mir der Fürst jederzeit seinen Wagen.

Plötzlich sich unterbrechend: „Haben Sie meinen Staar gehört?"

„Ihren Staar?"

„Ja, Sie müssen ihn gehört haben, der Vogel sprach ja ganz deutlich: Vivat Alexander!"

Die Uebrigen hatten in der That keinen artikulirten Laut vernommen, sie widersprachen jedoch nicht, um die gute Laune des Vogelpädagogen nicht zu stören.

Der Engländer empfahl sich, die Zwillinge kehrten in ihre Stube zurück und Balthasar blieb mit seinen schlum-

mernden Zöglingen allein; er folgte bald ihrem Beispiele und ging ebenfalls zur Ruhe, um von Fürsten, Diners, Salons und Equipagen zu träumen.

Neuntes Kapitel.

Wetterleuchten.

Seit dem Besuche des Herrn Raily bei Theodora waren einige Wochen verflossen.

Das Herz der Dame war zu sehr von ihrer Liebe erfüllt, sie war zu glücklich, um sich auf die Dauer der Angst ob einer Drohung zu überlassen, überdies der Drohung eines Abenteurers!

Im Sonnenschein der Liebe verschwand die Furcht, so wie die Schatten verschwinden, wen der Tag anbricht.

Theodora und Helene waren fast unzertrennlich geworden, der Marquis konnte sicher sein, seine Geliebte, wenn er sie nicht zu Hause fand, bei der jungen Gräfin zu treffen, wo er ein willkommener Gast war.

Eines Nachmittags erschien Achille bei Theodora.

Willkommen, mein Freund, rief sie ihm zu, Sie kommen zu gelegener Zeit; ich erhielt eben von Helene einige Zeilen, wir werden der Probe des Carroussels beiwohnen.

Achille machte eine beistimmende Geberde und fragte:

„Fürchten Sie nicht durch den Anblick der Probe den Eindruck der Hauptvorstellung zu schwächen.

Wie ich höre, werden bei der Probe Kaiser Franz, die Kaiserin Marie Louise und andere Mitglieder unseres Hofes zugegen sein. Der Glanz der Kostume wird ein außerordentlicher werden, denken Sie sich vierundzwanzig Paladine mit ihren Minnedamen in Sammt mit den kostbarsten Spitzen besetzt und mit Juwelen, deren Werth auf dreißig Millionen geschätzt wird. Es werden vier Quadrillen gebildet, die eine in ungarischer Nationaltracht, die anderen in polnischer, französischer und österreichischer. Wenn ich Ihnen die Namen nur einiger Mitwirkender nenne, als: Marie Metternich, Paul Esterhazy, Sofie Zichy, Rzewuska ꝛc., anderseits jene der Kavaliere: Vincenz Esterhazy, Prinz Leopold von Sachsen Koburg, Liechtenstein, Woyna, Radziwill, Trautmannsdorf ꝛc., so wird Ihnen der zu erwartende Aufwand begreiflich sein. Ich freue mich wie ein Kind auf dieses Fest; Karroussels waren bei uns von jeher beliebt, und es gibt keine Festlichkeit von Bedeutung, wo dieser Gattung von Ritterspiel nicht ein Plätzchen eingeräumt worden wäre, sie gehören beinahe zu den Lebensgewöhnungen; aber ein Karroussel wie das gegenwärtige ist noch nicht gesehen worden."

Theodora hielt plötzlich inne, sah den Marquis kopfschüttelnd an und fuhr, jedoch in einem ernsten Tone fort:

„Was bemerke ich? Sie sprechen ja kein Wort? Sie lassen mich fortplaudern und hören mir mit einer Miene zu, die so trübselig ist, als ob von einem Leichenbegäng-

niſſe die Rede wäre. Was fehlt Ihnen, mein Freund, ſind Sie unwohl?“

„Machen Sie ſich keine unnöthige Sorge, mir fehlt nichts.“

„Täuſchen Sie mich nicht, Sie ſind heute nicht wie ſonſt, das iſt gewiß. Sie möchten die Aenderung mir wohl verbergen, aber ſehen Sie, ſehen Sie, Sie haben nicht einmal die Kraft, Ihre Stirne zu entwölken, mein Gott, was iſt Ihnen begegnet?“

„Nichts, theuere Theodora, nichts.“

„Sie ſind nicht aufrichtig,“ klagte die junge Dame, „Achille,“ — ſie faßte zutraulich ſeine Hand — „ich habe mich Ihnen mit einem Herzen voll Vertrauen genähert, ich habe gerne der Stimme Gehör gegeben, welche in meiner Bruſt zu Ihren Gunſten ſprach, der Himmel weiß es, wie glücklich ich mich in dem Gedanken der Neigung fühle, deren Bande uns umſchlingen, wir leben noch im Frühling unſerer Liebe, und jetzt ſchon haben Sie mir etwas zu verhehlen, jetzt ſchon entziehen Sie mir Ihr Vertrauen und machen mich beſorgt um das Glück, welches zu träumen ich gewagt hatte.“

Der Marquis faßte die Hand der jungen Frau und erwiederte mit dem Tone des Schmerzes:

„Ihre Vorwürfe machen mir Kummer. Ich leugne es nicht, ich bin heute nicht wie ſonſt, eine düſtere Schwermuth hat ſich meiner bemächtigt, ein ſchwarzer Trübſinn laſtet auf meiner Seele; allein gibt es nicht oft Tage, wo Einen ſolche Mißlaune befällt, ohne daß man ſich dafür einen beſtimmten Grund anzugeben wüßte? Wenn nun

dies auch bei mir der Fall iſt, dann können Sie leicht ermeſſen, wie weh mir ihre Anklage thut, wie ſchwer ich unter Ihren Anſchuldigungen leide.“

Theodora blickte dem jungen Manne in's Auge, als ſuchte ſie in ſeiner Seele zu leſen und erwiederte:

„Ich will Ihnen glauben, Achille; ich will Ihnen nicht wehe thun und nicht weiter in Sie dringen; ich will mich beruhigen und annehmen, daß Ihre Schwermuth, Ihre Düſterkeit nur die Frucht des Augenblickes ſind, und weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart eine Wurzel haben; Sie überzeugen ſich nun, mein Freund, ich füge mich, ich vertraue Ihnen; doch thue ich es nicht umſonſt, ich fordere von Ihnen einen Gegenbeweis Ihrer Neigung, Ihrer Anhänglichkeit.“

„Begehren Sie, ich bin bereit, Ihnen Alles zu gewähren, was ſich mit meiner Ehre verträgt.“

„Sie ſoll nicht darunter leiden.“

„Sprechen Sie, ich bitte.“

„Sie müſſen mir beſchwören.“

„Beſchwören? Wie ernſt und förmlich.“

„Ich wiederhole, Sie müſſen mir beſchwören, von heute an nie eine Spielkarte zu berühren und ſich von jeder Gattung von Spielen, Wetten, kurz von allem Hazard ferne zu halten.“

Der Marquis lächelte: „Wenn dies Ihnen Unruhe macht, ſo leiſte ich den Schwur gerne, ich habe noch nie geſpielt und ſchwöre Ihnen, es von nun an um ſo weniger zu thun, da Sie es wünſchen.“

„Die Dame athmete leichter auf und verſetzte: Sie

nehmen mir eine Laſt vom Herzen, von nun an fürchte ich nichts mehr."

Montferon lächelte wehmüthig.

„Das Spiel, ſagte er, war mir nie gefährlich, es liegt nicht in meinem Charakter, mich davon einnehmen, viel weniger hinreißen zu laſſen."

Hier wurde das Geſpräch unterbrochen, man meldete Graf Waſili und er trat raſch ein.

Der Seeoffizier befand ſich in der roſigſten Laune, man bemerkte dies um ſo raſcher, weil ſein Humor gegen den Ernſt der Anderen ſtark kontraſtirte; die Dame erkundigte ſich daher um die Urſache ſeiner Heiterkeit und er entgegnete unter Lachen:

„Soll ich etwa traurig ſein, wenn ganz Wien lacht?"

„Und worüber lacht ganz Wien?"

„Ueber einen Schuſterjungen."

„Wahrſcheinlich ein ſchlechter Witz."

„Ein Witz, meinethalben, aber jedenfalls ein Witz, der dem armen Teufel theuer genug zu ſtehen kam. Ich komme ſo eben vom Graben wo eine Exekution ſtattfand."

„Eine Exekution?"

„Sie ſcherzen wohl?"

„Ich wiederhole Ihnen, es war eine Exekution mit obligaten Ruthen."

„O!"

„Hören Sie nur. Unlängſt gab ein Schuſtermeiſter unweit vom Dome ſeinem Lehrling einen Gulden und befahl ihm dafür Zwirn zu kaufen. Der Junge, auf gut Wie-

nerisch „Franzl" geheißen, kommt auf den Graben, und bleibt gemüthlich vor dem „Glückshafen" stehen.

„Das Geschmeide, die Mobilien, Gemälde und die sonstigen schimmernden Gewinnste gefallen ihm, der vor der Thüre des Glückstempels aufgestellte vierspännige Wagen, mit dem prächtigen Wappen am Schlage, mit dem verzierten Geschirr, dem Postillon mit dem Staatshut, entzückt ihn, er schaut Alles brünstig an und hört auf einmal wie der Ausrufer mit einer Stentorstimme verkündet:

Setzen, meine Herrschaften, setzen, eine prächtige Equipage für einen Gulden, das Loos kostet nur einen Gulden!

Der Fanzl hat seine Hand in der Tasche und hält da den Gulden fest, für den er Zwirn kaufen soll.

Ich unterlasse es, Ihnen den längeren oder kürzeren moralischen, oder besser gesagt unmoralischen Kampf in der Seele des Schusterjungen zu schildern und erzähle kurz, daß er statt des Zwirns ein Loos kaufte und dann zu dem Topfe ging, um sein Glück zu versuchen.

Nach langem Wühlen kommt endlich eine Nummer an's Tageslicht, der Ausrufer sieht sie an und brüllt:

„Nummer 27 gewinnt eine goldene Uhr sammt Kette und Petschaft im Werthe von 500 Gulden!"

Der Schusterjunge schreit auf, nimmt seinen Gewinnst und rennt wie besessen zu seinem in der Nähe wohnenden Vater.

Die Kunde des Vorfalls durchfliegt die Stadt, der

Schuſtermeiſter, der eben ausgeht, den ſäumigen Lehrling am Schopfe nach Hauſe zu ſpediren, hört ebenfalls die Mähr und rennt nun zum Bäcker, dieſes Gewerbe betreibt nämlich Franzl's Papa. Dort angekommen, nimmt er den Gewinnſt für ſich in Anſpruch, den, ſo behauptete er ganz einfach, die Uhr ſei mit ſeinem Gelde gewonnen worden.

Man ſtutzt über dieſe Auslegung, Viele lachen, Andere finden die Forderung gerecht, die Meinungen theilen ſich, man ſchreit für und wider, kurz es iſt ein Werkſtattkongreß, bei dem es bald zu Schlägen gekommen wäre, dem letzten Beweismittel im Kleinen, ſo wie Kanonen die letzten Beweiſe im Großen ſind.

Anſtatt einer Rauferei entſtand jedoch ein Prozeß, der Schuſtermeiſter klagte und der ganze europäiſche Kongreß ſprach von dem Kaſus, deſſen Held ein Lehrjunge iſt.

Man vergaß die Bourbonen in Frankreich, die Legitimität in Neapel, Schweden und Sachſen, die Verwicklungen in Bezug Polens, Venedigs, Genua's u. ſ. w., man vergißt die Angelegenheiten Europa's und ſieht dem Ausſpruche der öſterreichiſchen Juſtiz entgegen.

In allen Salons wird das Thema abgehandelt, der Schuſtermeiſter gibt ſeine Anſprüche nicht auf, der Bäcker vertritt jene ſeines Sohnes, jeder gibt eher ein Pfund von ſeinem Fleiſche her, als daß er auf den Gewinnſt verzichte.

Endlich erſcheint die Entſcheidung, ſeit dem Urtheile Salomon des Weiſen hat kein Urtheil in der Welt ſo viel Aufſehen erregt.

„Hören Sie, die Sentenz entſchied: Erſtens, der Franzl erhält auf dem Platze, wo er den Frevel verübte zum warnenden Beiſpiele für alle Lehrjungen fünfundzwanzig Ruthenſtreiche, zweitens der Vater des Franzl hat dem Schuſtermeiſter den veruntreuten Gulden zu erſetzen und drittens die gewonnene Uhr bleibt Eigenthum des Franzl.

Durch dieſen Spruch iſt Allen ihr Recht widerfahren, der Franzl empfing auf dem Graben wie ein junger Spartaner ohne nur einen Schmerzenslaut auszuſtoßen, unter dem Hohne von fünfhundert Schuſterjungen und einem immenſen Zufluſſe von Neugierigen ſeine wohlgezählten Fünfundzwanzig, erhielt nach der Exekution ſeine Uhr eingehändigt, ſchlug ein Schnippchen und rannte von dannen.

Theodora und Montferon lachten.

„Was ſpricht man von dieſem Urtheil?“ fragte die Dame?

„Man tadelt es allgemein, aber du lieber Himmel, die Alexander, die den Knoten zerhauen, ſind viel häufiger anzutreffen, wie die Salomone, die ihn löſen.“

„Haben Sie nichts gehört, wann ſoll das Carrouſſel ſtattfinden?“

„Am 23. November.“

„Man ſpricht auch ſchon von einer feſtlichen Schlittenfahrt, das heißt, wenn ein Schnee ſich einfinden ſollte, bis dahin werden jedoch noch einige Wochen verfließen.“

Die Unterhaltung währte noch eine Weile fort, denn über Mangel an Stoff hatte man in Wahrheit nicht zu

klagen, dann nahte die Stunde, wo Theodora bei Helena erwartet wurde, die beiden Kavaliere mußten daher an den Abſchied denken, was wie natürlich dem Marquis beſonders ſchwer fiel.

„Womit tödten wir den heutigen Abend?“ fragte Waſili, als ſie auf der Straße angelangt waren.

„Ich werde mich nach Hauſe begeben.“

„Schon wieder nach Hauſe? Ich bemerke mit Mißvergnügen, daß Sie ſeit einiger Zeit ſehr häufig in Ihrer Wohnung verweilen.“

Der Marquis ließ dieſe Bemerkung unbeachtet und benützte den ſchicklichen Moment, ſich von dem Seemann zu trennen, und ging längs des Kanalufers gegen ſeine Wohnung.

„In der Nähe des Dianabades angelangt, trat ihm ein junger Mann entgegen.

„Herr Marquis von Montferon!“

Achille blickte ihn an und ihn erkennend rief er:

„Was ſeh' ich, Sie hier, mein Gott, welche Ueberraſchung!“

„Ich langte heute erſt hier an. Ich ſuchte Sie bereits in Ihrer Wohnung, fand Sie jedoch nicht zu Hauſe.“

„Kommen Sie, kommen Sie.“

„Der Marquis und der Fremde begaben ſich in Achille's Wohnung.“

„Dort angelangt begann der Erſtere: Nun, laſſen Sie hören, lieber Saint-Leon, was bringen Sie mir?“

„Geld!“

„Das iſt etwas, doch noch nicht Alles.“

„Briefſchaften hat man mir keine mitgeben.“

„Warum nicht? Ich bin ohne jede Nachricht; wie ſteht unſere Sache in Frankreich?“

„Mit Gottes und der Bourbonen Hilfe recht gut.“

„Erzählen Sie!“

„Da gibt es nicht viel zu erzählen. Unſere Feinde arbeiten uns in die Hände und thun Alles, um ſich zu ſchwächen und uns zu ſtärken. Die Stimmung iſt kaiſerlich. Sie werden alle jene Maßregeln bereits aus den Zeitungen kennen, die der Regierung jede Sympathie entfremden. Die Augen der Franzoſen ſind auf Wien und Elba gerichtet, dort der Vater, hier der Sohn.“

„Nicht ſo laut, mein Freund, oder beſſer gar nicht davon geſprochen. Ich habe das Geld bereits erwartet, wußte jedoch nicht, durch wen es mir zukommen würde? Sind Sie geſonnen hier zu bleiben?“

„Halten Sie es für räthlich?“

„Warum nicht, zwei treue Arme mehr können dem Unternehmen nur nützen. Ihr Name iſt doch nicht auffällig?“

„Ich glaube, nein.“

„Dann bleiben ſie ungenirt, laſſen Sie ſich jedoch in unſerem Geſandſchaftshotel fleißig ſehen, damit kein Mißtrauen gegen Sie rege wird. Wiſſen Sie keinen Beſcheid, ob Marquis Montesquion hier bald eintreffen wird?“

„Ich hörte ſprechen, daß es eheſtens der Fall ſein werde.“

„Endlich, ich erwarte ſeine Ankunft mit Ungeduld, denn mit ihm rückt der Augenblick unſeres Unternehmens heran.“

„Haben Sie mit der Marquiſe bereits geſprochen?“ Montferon ſah mißtrauiſch um ſich, ſchloß die Thüre und begann dann mehr lispelnd als ſprechend dem Angekommenen Mittheilungen zu machen, welche von dieſem aufmerkſam angehört und einige Male durch Zwiſchenfragen unterbrochen wurden.

Die geheimnißvolle Unterhaltung währte bis tief in den Abend, wo dann Beide Arm in Arm das Haus verließen, um jene Kreiſe zu beſuchen, wo vorzüglich Franzoſen anzutreffen waren und wo jeder Neuangekommene ſich ſeinen Landleuten vorzuſtellen und Bekanntſchaften anzuknüpfen pflegte.

Zehntes Kapitel.

Ein letztes Stelldichein.

Die Nacht war eiſig kalt.

Am klaren geſtirnten Himmel zog der Mond und goß auf die erſtarrte Erde ſein Licht nieder, das von einigen konnte ſilbern, von andern wieder golden genannt werden, ſo wie der gute keuſche Mond von Vielen für den Beſchützer der Liebe, von Anderen aber wieder für den Beſchützer der Diebe gehalten wird, was aber, nebenbei bemerkt, grundfalſch iſt, vielleicht gerade ſo falſch wie die Agiofähigkeit des Mondes, denn die Liebe und die Diebe verwünſchen

den Mond mit sammt seinem höchst zweideutigen Lichte, welches, aufrichtig gesprochen, gar nicht leuchtet, sondern nur verräth.

Die zehnte Stunde rückt heran, in der Stadt und den Vorstädten rasseln die Wagen lärmend dahin, aber auf der Bastei ist es bereits einsam geworden.

Der Mond gießt seine Strahlen auf den Wall, auf die Basteien, die Schlagschatten der Bäume, Dächer und Mauern liegen da wie graue Schmutzflecke, die eine blanke Hand verunzieren.

Wer sich dem Mondlichte entziehen will, muß sich in den Bereich dieser Schatten flüchten.

Dies scheint auch bei jenem Manne der Fall zu sein, der in einen weißen Reitermantel gehüllt, sich in eine Vertiefung des Bollwerkes zurückgezogen hat, aber wegen seines lichten Mantels selbst aus dem Dunkel des Schattens hervorschimmerte wie ein bleiches Gespenst aus dem Morgengrau.

Zwei junge Herren schlendern über die Bastei und bemerken die lange Gestalt, ihre Neugierde oder besser gesagt, ihr Vorwitz heißt sie einen Umweg machen, der sie an dem Harrenden vorüber führt.

In seiner Nähe angelangt, bleibt der Eine stehen und ruft: „Mein Himmel! täusche ich mich —"

„Ah, sieh' da, Graf Marsan und Wasili."

„Und Sie, mein Prinz."

„Ja, meine Kinder, ich bin es, wie ich leibe und lebe."

„In dieser Kälte?"

„Zu dieſer ungewohnten Stunde?“

Der greiſe Marſchall zuckte die Achſeln und erwiederte: „Daran läge am Ende wenig, wenn man ſich nur nicht vergebens bemühte.“

„Sie ſind alſo —?“

„In Erwartung eines Rendezvous,“ lautete die launige Antwort des achtzigjährigen Greiſen, „ich bilde mir ein — Sie ſehen, meine Kinder, ich komme immer wieder auf die Einbildung zurück — ich bilde mir alſo ein, ich zähle erſt dreißig Jahre, und jene wunderhübſche Maske, die mich hieher ſignaliſirte, hätte nicht auf ſich warten laſſen.“

„Es iſt alſo ein Redouten-Abenteuer?“ fragte Marſan.

„Ja, mein Kind, das wievielte in meinem Leben weiß ich nicht, aber ich kann Sie verſichern, daß es für mich dasſelbe Intereſſe hat wie jedes frühere. In der Liebe iſt nur der Anfang reizend, deshalb amuſirt es mich, immer wieder anzufangen. Es iſt aber traurig, wenn es ein Stelldichein gibt und es iſt nur Eines dabei, ſo wie es mir heute ergeht.“

„Wir wollen Sie nicht weiter ſtören, mein Prinz.“

„Und ich will nicht weiter warten, reichen Sie mir Ihren Arm und geleiten Sie mich nach Hauſe. Da mich die Gegenwart im Stiche ließ, ſo will ich in der Vergangenheit Erſatz ſuchen.“

„Wer vermöchte dies mehr, als Sie?“

„Ach, es iſt doch kränkend, ſo mir nichts dir nichts heimzukehren mit dem peinlichen Gedanken: „Du haſt umſonſt gewartet!“ Das iſt mir in meinen jungen Jahren

nie paſſirt, damals dachte ich nicht an die Vergänglichkeit dieſer Freuden im Alter, ich hielt es für ein Verdienſt, alt zu werden und habe mich getäuſcht, es iſt eine Laſt."

„Aber, mein Prinz, Sie legen einer kleinen Widerwärtigkeit zu viel Bedeutung bei."

„Nein, nein, ich täuſche mich nicht, Alles macht mir bemerklich, daß ich zu lange lebe. In Verſailles gab es kein Feſt, keinen Ball, kein Schauſpiel, wo man ſich meinen Rath nicht erbeten hätte, heute bin ich zu nichts mehr nütze, meine Zeit iſt um, die Geſellſchaft hat ſich verjüngt und ich bin der Alte geworden, und ich bin nur da, unbemitleidet oder ausgepfiffen zu werden."

„Wie können Sie nur ſo etwas denken, mein Prinz, Sie, eine Berühmtheit."

„Berühmtheit, ſagen Sie, o, ich fühle alle Tage die Laſten, welche dieſes Wort mit ſich bringt, aber ich habe noch wenig von ſeinen Annehmlichkeiten verſpürt. Man belagert mich in meiner Wohnung, Hoch und Nieder kommt, um mich zu ſehen, man bekomplimentirt mich, man läßt ſich vorplaudern, hört mich vielleicht mehr aus Neugierde, wie aus Achtung an und entfernt ſich wahrſcheinlich mit dem Gedanken: „Der Mann lebt lange, darum weiß er viel zu erzählen!" Das ſind die Laſten meiner Situation, wo aber bleiben die Annehmlichkeiten? Nicht einmal ein Weib mit einer Maske hält mir noch ihr Wort, vielweniger Eine ohne Maske."

„Vermuthen Sie, mein Prinz, wer die Dame iſt?"

„Nein, ich ahne nichts, aber darin liegt der Reiz.

Sie trug einen blauen Domino und hatte ein Bein, so niedlich, so klein, daß selbst die Dubarry, die doch deshalb berühmt wurde, sie darob hätte beneiden können. Sie sprach mich an und stellte mich zur Rede, daß ich so lange unsichtbar gewesen. Ich suchte mich zu entschuldigen, wollte ihren Namen wissen, was sie aber verweigerte. Dazu sagte sie: Wenn man einst an die Mutter Verse gerichtet hat, dann hat die Tochter Rechte auf das Herz des Dichters. — Ganz Recht, meine Reizende, antwortete ich, aber Sie müssen wissen, ich habe in meinem Leben schon an so viele Mütter Verse gerichtet, daß ich unmöglich errathen kann — Wer ich bin, unterbrach mich die Maske, ich glaub es gerne, ich bin aber auch nicht dreihundert Wegstunden hieher gekommen, um Ihnen ohne Umstände mit meinem Namen aufzuwarten. — Ich muß um eine noch genauere Erklärung bitten, denn Wien ist dreihundert Stunden von Paris, Neapel und Petersburg entfernt, und ich bekenne meine Schuld, überall Verse gemacht zu haben. — Nehmen wir an, Lafont habe jene Verse in Musik gesetzt. — Also St. Petersburg. — In diesem Momente glaubte ich die Stimme der Maske zu erkennen, ein Wort gab das Andere, wir wurden vertrauter und ich erhielt die Zusage, welche man aber, wie Sie sie sich selbst überzeugten, nicht einhielt."

„Vielleicht haben Sie sich in der Person getäuscht?"

„Möglich, mein Kind, dergleichen ist schon oft vorgekommen, und zwar Täuschungen sehr empfindlicher Art. Ich war Zeuge, wie Ihr berühmter Duport aus der Pariser Tanzakademie in Frauenkleidung entwitschte, nach

Wien fuhr, hier aus dem Poſtwagen in den Salon des Fürſten Liechtenſtein hinaufſtieg, dort die ganze Nacht als Dame zur großen Bewunderung der Geſellſchaft tanzte, derſelben Geſellſchaft, die ihm am nächſten Abende im Kärnthnerthortheater Beifall klatſchte, wo er in ſeinem Ballet „Achilles“ ebenfalls als Frau tanzte. Wir ſind bei meinem Käfig angelangt, jetzt begleiten Sie mich hinauf, ich gedenke Sie für Ihre Einmiſchung in meine innere Angelegenheiten zu beſtrafen.“

„Mein Prinz.“

„Ohne Erküſe, kommen Sie nur, Sie ſollen es bitter bereuen, ſich heute Abends in meine Nähe gedrängt zu haben, ich werde Ihnen etwas vorleſen.“

„Welch ein Glück!“ rief Waſili.

„Nicht ſo groß, wie Sie denken, es iſt etwas aus meiner Feder.“

„Um ſo beſſer.“

„Um ſo ſchlimmer, mein Kind, denn es iſt nichts Ernſthaftes, kein filoſofiſches, kein militäriſches Werk, ſondern ein — Gedicht.“

„Gewiß ein Lied an die Maske.“

„Nun eine Maske, iſt es eben nicht, die ich beſinge, wiewohl Vieles an ihr hinter Decke und Schleier ſich birgt, kurz und gut, ich habe heute ein Gedicht an den Kongreß geſchrieben, eine Kleinigkeit, die das Verdienſt hat, mich nicht mehr als fünfzehn Minuten Zeit gekoſtet zu haben, ſie iſt auch nur für meine Freunde und meine Kinder beſtimmt.“

„Und wir werden so glücklich sein, die Ersten es zu hören.“

„Stimmen Sie Ihre Erwartungen herab, an den Versen ist nichts Merkwürdiges als die Feder, mit der ich sie schrieb. Es ist die Feder Friedrich des Großen, die ich als einzige Trophäe von Sanssouci mitnahm, mit welcher dort Pläne zu Schlachten und kleine Verse geschrieben wurden, Verse, die vielleicht nicht besser sind, als diejenigen, die Sie von mir hören werden.“

Man war im Bibliothekzimmer angelangt, der Marschall warf den weißen Mantel ab, holte ein Papier vom Pulte und begann das bekannte Gedicht zu lesen, in welchem er sagt, daß auf dem Kongreße zu Wien:

„Mars, Hercule, Jupiter
Valsent un nouveau landler.“

Marsan und Wasili spendeten den Versen ihren Beifall.

„Die Tändelei gefällt Ihnen, das freut mich, obwol ich mir auf meine Reimereien nie viel eingebildet habe. Ich bin zufrieden, wenn es mir dem Kongresse gegenüber nur nicht so ergeht wie dem Grafen Treffan bei der Marquise Boufflers. Die Marquise hatte den Grafen in Verdacht, der Verfasser einiger auf sie gemünzter skandalöser Verse zu sein, sie sagte daher zu ihm: Kennen Sie die Verse? Sie sind so hübsch, daß ich nicht nur dem Verfasser verzeihen, sondern ihn sogar küssen würde. Die Eitelkeit übermannte Treffan. Nun gut, Frau Marschallin, antwortete er, ich bin der Verfasser. Die Marquise erhob sich und der Poet erhielt

ſtatt eines Kuſſes eine Ohrfeige. Sie ſehen, meine Kinder, der gute Lafontaine hat ſeine Fabeln für viele Leute umſonſt geſchrieben. Vielleicht auch bei mir. Angenommen, der hohe Kongreß deutete mein Gedicht ein wenig übel und ich geriethe mit ihm in Konflikt: ich mit einigen in Reih und Glied aufmarſchirten Worten und Er mit hunderttauſenden Bajonneten, parbleu, der Kampf würde zu ungleich ſein."

„Aber, mein Prinz, wer ſollte hier die Wahrheit ſagen dürfen, wenn nicht Sie?"

„Dies Vorrecht gebührt dem Alter und ich — bin alt!"

„Nicht doch..."

„Ja doch meine Kinder, ich bin alt und weil ich es weiß, habe ich auch ſchon an mein Ende gedacht. Sie wiſſen, ich bin Hauptmann der Trabanten-Leibgarde und Hofburgwache und dieſe iſt es, der ich meine Werke teſtamentariſch zugeſichert habe. Ich ſchmeichle mir, man wird aus dieſen Beobachtungen eines alten Soldaten nach meinem Tode Nutzen ſchöpfen.

„Wie mögen Sie nur an den Tod denken?"

„Sie haben recht, wir wollen uns von etwas Angenehmeren unterhalten. Ich lade Sie ein, mich morgen in meine Sommerreſidenz auf dem Kahlenberg zu begleiten, dort habe ich noch ſtets meine gute Laune wieder gefunden. Ich habe mein Tuskulum mit vielen Verſen bekritzelt, einer davon bin ich ſelbſt, er charakteriſirt mich. Auf der Seite, dem Strome gegenüber werden Sie unter Anderem leſen: ‚Sans remords, sans regret, sans crainte,

sans envie“ Fürwahr, ohne Gewiſſensbiſſe, ohne Kummer, ohne Furcht und ohne Ehrgeiz, ſo bin ich ſtets geweſen, ich habe mir nichts vorzuwerfen, als meine Verſe und meine Liebſchaften und hoffe, daß ſie alle miteinander nicht ſchwer wiegen werden. Meine Memoiren würden ſehr intereſſant ſein, ich war jedoch Zeuge, wie Verleumdung, Undank und Ungerechtigkeit Vieles angegriffen haben, was ich liebte und bewunderte, deshalb wenn ich meine Erinnerungen niederſchreiben ſollte, würde ich es nur für mich thun. Die Dummheit und die Bosheit reſpektiren nichts, ſie haben die Größe Katharina's zu beſudeln und zu beflecken geſucht, ſie haben die Güte und die Anmuth Antoinettens in den Koth gezerrt, ſie haben das Herz Joſef II. dieſes edelſte aller Fürſtenherzen, zu verkleinern geſtrebt, ſie haben — ach Gott, laſſen Sie mich enden, ich könnte der Beiſpiele noch viele anführen und die Schlußfrage bliebe immer dieſelbe: Wenn Menſchen auf ſolcher Höhe ſo verkleinert wurden, wie wird es erſt Dir ergehen, armer de Ligne?

Waſili wollte ſprechen, der Marſchall ſagte jedoch.

„Schon gut, meine Kinder, überlaßt mich mir ſelbſt, mich fröſtelt, ich muß heißen Thee nehmen, ich fühlte mich unwohl, es ſcheint, als habe ich mich erkältet.“

Die jungen Begleiter gehorchten dem Wunſche des Marſchalls und verließen ihn.

Am andern Tage durchlief eine Nachricht die Stadt.

„Prinz von Ligne, ſo hieß es, — iſt bedeutend erkrankt.“

„Die Feſte des Kongreſſes, bedauerten die Einen, haben ſeine letzten Kräfte erſchöpft.“

Das Alter, ſo belehrten die Anderen, fordert ſeine Rechte.

„Weder die Einen noch die Anderen hatten unbedingt Recht.“

Der geiſtreiche Prinz hatte es nur darin verſehen, daß er an das Märchen von Anakreon glaubte, deſſen von achtzig Wintern gebleichte Haare die Liebe noch mit Roſen kränzte.

Eilftes Kapitel.

Vor dem Eintritte in die neue Bahn. — Die Geſchichte einer Million.

Als die deutſch-böhmiſchen Zwillinge dem Abgeſandten des Herrn Raily die Zuſicherung ertheilten, in Begleitung des Herrn Balthaſar Kern im Salon des Roſenbergſchen Hotels zu erſcheinen, hatten ſie ſich einer Verpflichtung unterzogen, vor deren Erfüllung ſie noch manchen Kampf beſtehen mußten.

Die Unterhandlung mit John Bretton geſchah wohl — Dank der Vorſicht des Vogel-Pädagogen — ohne daß die Landwehrwirthin etwas ahnte; am Abend der Produktion aber mußte man der Dame des Hauſes entgegen-

treten und ihr ſagen: „Frau, wir haben uns verpflichtet, dort zu ſpielen, daher u. ſ. w.," was, wie leicht vorauszuſehen war, bei der Stabsrosl keinen angenehmen Eindruck machen würde, daher man auf eine Scene gefaßt ſein mußte, deren Wucht Joſef auf ſich nahm.

Herr Balthaſar bat die Geſchwiſter, die Hausfrau ja nicht wiſſen zu laſſen, daß er ſich bei dem Geſchäfte betheiligt habe, weil ſie im Ausbruche ihres Zornes ihm ganz ſicher die Wohnung kündigen würde.

Der Schaden, meinte er, wäre zwar leicht zu ertragenm, denn Baron Pasqualati ſei jeden Augenblick bereit, ihn in ſeinem Baſteipalais aufzunehmen, allein ein Ueberſiedeln in eine andere Wohnung würde das Rigoroſum ſeiner Vögel um wenigſtens vierzehn Tagen verzögern, ſo lange Friſt bedürfen nämlich die Thiere, bis ſie in der neuen Wohnung heimiſch werden, während welcher Zeit ſie für jede Gattung von Unterricht völlig untauglich ſeien.

Die Zwillinge verſprachen dieſen ſehr wichtigen Grund zu berückſichtigen und Joſef hoffte die Wirthin zu beſänftigen und durch Gründe von der Nothwendigkeit des geſchehenen Schrittes zu überzeugen.

Bekantlich gibt es nichts Zäheres als den Egoismus.

Dieſe Erfahrung machte auch Joſef, als der drängende Moment ihn zwang, die Landwehrwirthin von ſeinem und ſeiner Schweſter Vorhaben in Kenntniß zu ſetzen.

Nach einer ſehr umſtändlichen Einleitung, der ſüßen Hülle eines bitteren Kernes, rückte er endlich mit der bekannten Kundgebung heraus, ob welcher Dame Roſa etwas mehr als betroffen wurde.

Der junge Menſch ſetzte ihr auseinander, daß es ſich diesmal nicht um ein förmliches Aufgeben ihrer bisherigen Verbindung handle, ſondern blos um eine oder zwei Produktionen, wobei die Geſchwiſter bemerkten, daß es ein Privathaus ſei, und kein Gaſthaus, mithin von einem Schaden durch Rivalität keine Rede ſein könne u. ſ. w.

Einwendungen und Beſänftigungen verfehlten ihre Wirkung.

Die Stabsrosl ſah weiter wie die Kinder.

An einigen Produktionen außer dem Hauſe und noch dazu in Privatzirkeln wäre ihr in der That wenig gelegen geweſen, hätte ſie nicht gefürchtet, die Zwillinge für immer zu verlieren.

Sie fürchtete den Eindruck, den er, und namentlich Joſefine hervorbrachte, als nächſte Folge dieſes Eindruckes glaubte ſie die Geſchwiſter ihrem Gaſthauſe entfremdet zu ſehen.

Zum Erſtaunen der Geſchwiſter und des an der Thüre horchenden Pädagogen blieb ſie jedoch ſehr gelaſſen und begann abermals auf die Gefahr der Unerfahrenheit in höheren Kreiſen hinzuweiſen. — Auf dieſe Einwendung gefaßt, replicirte Joſef, daß ſie auch in dieſer Beziehung bereits Sorge getragen, ein ehrenwerther würdiger Mann begleite ſie und werde ſie wie ein Vater überwachen.

„Und wer iſt dieſer ehrwürdige Mann?“

„Herr Balthaſar Kern.“

Die Stabsrosl zuckte zuſammen, vor ihren Augen ging es auf wie ein ganzes Sonnenſyſtem.

„Alſo der," rief ſie, „iſt der ſchändliche Verführer, der mir den Brodbiſſen vor dem Munde wegreißt, er iſt die Seele des ganzen Komplottes, er filutirt euch aus meinem Hauſe, ihr ſeid unſchuldig, er allein iſt der Verbrecher!"

Die Wuth brach los und die Dame ſtürzte nun hinüber zu Balthaſar.

Der Arme hörte die Furie herannahen und um dem Sturme wenigſtens den Schein eines Dammes entgegenzuſetzen, ergriff er haſtig ſeine Drehorgel, ſtellte ſich dem Kanarienvogel gegenüber und begann zu leiern: „Nur langſam voran!"

Orpheus verſtand die Kunſt, Steine zu erweichen und brüllende Löwen zu beſänftigen, Kern war aber kein Orpheus, er vermochte nicht einmal eine Landwehrwirthin zu beſchwichtigen.

„Da ſtehen Sie ja, Sie ſauberer Patron, Sie Narr, Schlange, pfui Teufel, ſchämen möchte ich mich, wenn ich wie Sie wäre, ſolche Falſchheit iſt unerhört."

Balthaſar veränderte keine Miene, ſondern blickte ſeinen Schüler träumeriſch an und orgelte ohne Unterbrechung: „Nur langſam voran!"

Dieſe Kriegsliſt machte die Dame nur noch wüthender, ſie ballte die Fäuſte und ſchrie: „Warts ihr Beſtien, ich werd' euch und eurem Profeſſor pfeifen lehren!" und machte Miene auf den Staar loszuſtürzen, der für den Kaiſer Alexander beſtimmt war.

Sämmtliche Vögel wurden in ihren Käfigen unruhig.

Nun ergriff der Pädagog die Defenſive, hielt der Raſenden die Drehorgel entgegen und rief:

„Madame, mich können Sie beleidigen, aber meine Schüler haben Ihnen nichts zu Leide gethan. Stören Sie den Frieden meiner Vögel nicht, wenn Sie mir die Schüler rebelliſch machen, dann ſoll der Teufel Profeſſor ſein; wo es Krieg gibt, dort kann das Wiſſen nicht gedeihen, meine Vögel ſind an Ruhe gewohnt.“

Joſef und Joſefine kamen nun auch herbei, um die Zürnende zu beſänftigen, jedoch ohne Erfolg.

„Er muß fort aus meinem Hauſe,“ rief die Wirthin, fort ohne Erbarmen.

Was der Pädagog voraus gefürchtet, traf zu.

Der Sturm wurde jedoch durch die Energie Joſefs abgewendet.

„Madame,“ rief er, „wenn Sie Herrn Kern ſo behandeln, wenn Sie Ihr Wort nicht gleich zurücknehmen, ſo verlaſſen wir augenblicklich Ihr Haus und Sie ſehen uns nie wieder!“

Das wirket.

Die Landwehriſtin begann, wie man im Prater zu ſagen pflegt, Schippen zuzugeben, das heißt, ſie wurde kleinlaut vor der Gefahr und raffte die Segel ein.

Wenn man einem Feinde nicht Trotz bieten kann, fügt man ſich und beginnt zu unterhandeln. Dieſer Nothwendigkeit fügte ſich auch die Stabsrosl, ſie begann alſo gute Miene zum ſchlimmen Spiel zu machen und fügte ſich in's Unabänderliche. Ja, es trat ſogar der merkwürdige Umſtand ein, daß ſie jetzt zu Kern, in dem ſie kurz

vorher den Anſtifter des gefährlichen Komplottes ſah, ihre Zuflucht nahm, ihm die Erhaltung der Geſchwiſter ans Herz legte und ihm zu verſtehen gab, daß der Preis ihres ferneren Wohlwollens von dem Umſtande abhänge, daß die Kunſt der Zwillinge ihrem Gaſthauſe erhalten bleibe.

Der Pädagog verſprach die Herzen der Kinder dem Landwehrmanne zu erhalten und nun ſahen Alle ruhig und beruhigt der Stunde entgegen, wo die Equipage des Herrn Raily die Zwillinge zur Produktion abholen ſollte.

Sie erſchien, aber erſt gegen den Abend.

Als Herr Balthaſar in den prächtigen Wagen ſtieg, ſagte er:

„Nicht wahr, theueres Fräulein, hier ſitzt ſich's bequem, aber im Wagen des Fürſten Lychnowsky war's doch noch angenehmer, ſchade, daß der brave Herr vor einiger Zeit geſtorben iſt, ich ging bei ihm ein und aus wie zu Hauſe. Heh, Bedienter, Schlingel, kann Er nicht den Schlag modeſt zumachen, ſtatt ihn wie ein Bauer ins Schloß zu werfen.“

Nach dieſer Rüge warf er noch einen Blick nach den Fenſtern ſeiner Wohnung, es ſchien, als ſage er ſeinen Vögeln: „Lebe wohl!“ und fort ging es in die Leopoldſtadt.

. . . . . .

Der Salon und die Gemächer des Herrn Raily waren glänzend erleuchtet und eine zahlreiche Geſellſchaft bewegte ſich in den prachtvollen Räumen.

Dem Stande und dem Range der Gäſte nach zu

urtheilen, hätte man meinen ſollen, ſich in dem Hotel eines der hervorragendſten Diplomaten zu befinden.

Ein in einer langen Gallerie ſich teraſſenförmig erhebender Tiſch, war mit den koſtbarſten Leckerbiſſen beſtellt, Silbergeräthe, Vermeils und Kriſtallgefäße zeugten von einem Ueberfluſſe, der mehr Reichthum als Geſchmack verrieth.

In einem der Nebengemächer waren mehrere Tiſche mit Galanterieſachen, Kleinodien und den koſtbarſten Kleinigkeiten aus den verſchiedenſten Ländern bedeckt, welche die Beſtimmung hatten, wie es eine Sitte in Rußland erheiſcht, nach dem Bankette durch eine Art Lotterie unter den Gäſten vertheilt zu werden.

Ein zahlreiches Orcheſter begann ein Konzert, dem aber die Wenigſten zuhorchten, denn man ſpazierte meiſt umher, um den Reichthum des Hauswirthes zu bewundern, von dem jeder der Gäſte wußte, daß er ein Abenteurer ſei, deſſen Einladung aber trotzdem die ausgezeichnetſten Perſonen annahmen, einige wahrſcheinlich aus Kurioſität, um das Gebahren dieſes Glücksritters in der Nähe zu betrachten, andere wieder, um mit ihm eine Lanze zu brechen auf dem grünen Felde, wo die Ernte der Saat augenblicklich folgt oder gar nicht, jenachdem es gerade der launigſten aller Göttinnen zu verfügen beliebt.

Herr Raily mit ſeiner immer heiteren Miene machte die Honneurs, John Bretton als Freund des Hauſes unterſtützte ſeine Bemühungen, einige Damen bildeten die ſpärliche Zier des Cercle's.

Von unſeren Bekannten treffen wir die Grafen Marſan und Waſili, von Notabilitäten, den Prinzen Eugen, Lord Stewart, die Herren Pozzo di Borgo, Sidney Smith, Ypſilanti, den Grafen Koslowski, den Fürſten Reuß XXIX., Iſabey und viele Andere, deren Namen mehr oder minder bekannt, mehr oder minder celebrirt waren.

Als Graf Marſan eintrat, drückte ihm Raily die Hand und flüſterte ihm zu: „Graf, ich rechne auf Ihre Dankbarkeit, ich habe auf die kleinen Künſtler nicht vergeſſen, ſie werden gegen acht Uhr erſcheinen, die Geſellſchaft weiß nichts von dem bevorſtehenden Genuſſe, die Ueberraſchung wird alſo die Wirkung ſteigern.“

Marſan verneigte ſich und wollte eben einige verbindliche Worte ſprechen, als die Pflicht des Hausherrn Herrn von Raily nach einer andern Seite rief, worauf er dem Grafen blos zunickte und ſich ſchleunigſt entfernte.

Um ſieben Uhr begann eine Art Banket, bei welchem die auserleſenſten Gerichte, die feinſten Weine ſervirt wurden, wobei die Unterhaltung der Gäſte ſich immer lebhafter geſtaltete.

Der Stoff des Geſpräches bewegte ſich Anfangs in dem Geleiſe des Kongreſſes, bis Lord Stewart das Wort ergriff und in einer derben, faſt zu vertraulichen Weiſe ſagte:

„Meine Herrſchaften, Herrn Raily gebührt das Verdienſt, über die auserleſene Komfortabilität der „family-dinners“ aller Engländer in Wien den Sieg davon zu tragen, Aufwand und guter Geſchmack kommen ihm dabei

zu ſtatten. Es läßt ſich nicht läugnen, daß ihm ungeheuere Mittel zu Gebote ſtehen, wir Alle wiſſen, daß unſer freundlicher Wirth mit einem Kredite von einer Million beſchwert nach Wien kam, wie wär's nun, wenn wir meinen geehrten Herrn Landsmann freundlichſt erſuchten, ſeiner Gaſtlichkeit die Krone aufzuſetzen und uns die Geſchichte dieſer Million zu erzählen?"

Die Geſellſchaft war von dieſer etwas zudringlichen Zumuthung des edlen Lord frappirt, und blickte Herrn Raily in einer Weiſe an, welche die Erwartung ausſprach, er werde das unmanierliche Begehren mit Entrüſtung zurück weiſen, der Gentleman lächelte jedoch und erwiederte:

„Mylord, ich kann Sie verſichern, die in Rede ſtehende Million iſt weder von dem Schweiße armer Landleute erpreßt, noch mit der Geſundheit halbnackter Fabrikarbeiter erkauft, noch im trügeriſchen Börſenſpiel gewonnen. Ich habe dieſe Million ganz einfach zum Geſchenk erhalten."

„Zum Geſchenk erhalten?" fragten mehrere der erſtaunten Gäſte."

„Wer iſt der Krösus," fragte Waſili, „der eine Million verſchenkt?"

„Ihr Landsmann, mein Herr!"

„Ein Ruſſe?"

„Ja, meine Herrſchaften, wenn Sie mich anhören, bin ich geneigt, Ihnen die Geſchichte zu erzählen."

„Erzählen Sie, erzählen Sie!"

„Vor mehreren Monaten," begann Herr Raily, „be-

fand ich mich in Moskau und bewohnte ein Palais unfern der Marſchallsbrücke.

Eines Morgens hielt unter meinen Fenſtern eine prachtvolle Equipage, vier koſtbar geſchirrte Pferde mit langen flatternden Mähnen ſchlugen muthwillig das Pflaſter, ein bärtiger Kutſcher in einem goldgeſtickten Kaftan hatte Mühe, die Stangenpferde zu regieren, während die Vorlegpferde von einem vielleicht vierzehnjährigen Vorreiter im Zaum gehalten wurden, einem kecken vorlauten Jungen, der nicht größer war, wie ein ausgewachſener Kourierſtiefel, der aber kreiſchende Schreie ausſtieß, um die Pferde zum Stehen und die Fußgänger zum Ausweichen zu bringen.

Aus dieſer Equipage, bei welcher ich nicht ohne Abſicht etwas umſtändlicher verweilte, ſchälte ſich ein Mann, etwa dreißig Jahre alt, mit einem offenen einnehmenden Geſichte, blondem Lockenhaar und blondem Barte. Er huldigte der altruſſiſchen Mode, eine Tracht, welche bei noch einigen Edelleuten in den entfernteren Provinzen angetroffen wird. Nachdem er ſich bei mir anmelden ließ, trat er ein und ich hatte Gelegenheit, ſeine feinen Manieren eben ſo zu bewundern, wie früher ſeine Equipage.

Der junge Mann bat mich, ſeinen Beſuch zu entſchuldigen, er hatte mich früher in einigen öffentlichen Geſellſchaften getroffen und glaubte damit der Einholung einer Erlaubniß zu einem Beſuche überhoben zu ſein.

Ich bat ihn Platz zu nehmen und fragte um ſeine Wünſche.

„Der Fremde versicherte sich, gleichviel ob ich in seine Wünsche einginge oder nicht, meiner Diskretion, die ich ihm auch willig zugestand.“

„Mein Name, begann er hierauf, ist Swerkof-Feodorowich, ich bin ein reicher Kaufmann und wohne in Ihrer Nachbarschaft. Ich hörte von Ihnen sprechen und weiß, daß Sie wie viele Vornehme Ihres Landes spielen, sehr hoch spielen und was noch mehr ist, immer glücklich spielen. Das zog mich zu Ihnen. Sie als Engländer wissen, was mir abgeht, zu schätzen, ich bin nämlich ein Leibeigener, trotz meines Reichthums ein Sklave, ich will aber frei sein und Sie sollen mir die Freiheit erringen.“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, sagte ich verwundert, erklären Sie sich deutlicher.“

Der junge Mann fuhr fort: „Ich bin Sklave eines jungen Grundbesitzers, der Fähnrich im Regiment der Adelgarde ist und hier in Garnison liegt. Ich machte ihm schon oft den Antrag, meine Freiheit mit schwerem Gelde zu erkaufen, allein die moskowitischen Grundherren haben den Grundsatz, niemals in den Loskauf eines Leibeigenen zu willigen. Diese Herzen von Stein sind stolz darauf, unter ihren Sklaven Millionäre zu zählen und begnügen sich mit einem jährlichen Tribute von einigen Rubeln und einem Oberrock, wenn nur, wie es das Gesetz befiehlt, vor der Hausthüre des Unglücklichen die Worte zu lesen sind: „Swerkof-Feodorowich, Sohn Feodorowichs, Leibeigener des Grafen von K.“ Glauben Sie mir, mein Herr, ich würde mein Loos mit Ergebung ertragen,

ich würde nicht nach dem faſt für mich Unmöglichen ſtreben, wenn nicht ein Gefühl wäre, das mich dazu treibt — die Liebe. Ich liebe ein gebildetes, freies Mädchen, eine Franzöſin, welche als Kind vor der Revolution aus Frankreich floh und in unſerem Hauſe Unterkunft fand. Ihr Vater ſtarb, Eudoxia gewann mein Herz und ſchenkte auch mir ihre Neigung. Aber kann ich ſie zu meiner Gattin machen? Soll ich die Freigeborne durch eine Verbindung mit mir zur Sklavin erniedrigen? Nimmermehr, erſt wenn ich frei geworden, wenn ich mich bis zu ihr erhoben, erſt dann wird mein Reichthum im Stande ſein, ihr Glück zu gründen, erſt dann ſoll ſie die Meine werden."

„Und Sie hoffen, mein Herr, nahm ich während einer Pauſe das Wort, daß ich im Stande ſein werde, das zu erringen, was Sie mit den ungeheuerſten Summen zu erkaufen nicht vermögen?"

„Ich hoffe es."

„Wie ſoll ich es anfangen?"

„Sie müſſen meine Freiheit erſpielen."

„Das heißt?"

„Sie müſſen ſpielen und gewinnen."

„Sie können ſich leicht vorſtellen, meine Herrſchaften, daß mich die Zumuthung des jungen Moskowiters frappirte, ſein Zutrauen in mein Glück ſchmeichelte mir, der Gedanke, einem Menſchen die Freiheit, zwei Herzen das Glück eines ganzen Lebens zu verſchaffen, begeiſterte mich und ich ging in das Begehren ein. Feodorowich baute auf die ungezügelte Spielleidenſchaft ſeines

Gebieters und bat mich, den jungen Grafen im Spiele dahin zu vermögen, daß er einen kleinen Raum Landes einsetze, ein Dorf an den Ufern der Wolga, kaum fünfzig Feuerstellen zählend, dessen Bewohner sich mit der Erzeugung von Nägeln beschäftigen. Jenes Dorf, welches dem Grundherrn um keinen Preis feil war, war der Geburtsort des jungen Leibeigenen, gelangte das Dorf in meinen Besitz, so war er auch frei.

„Der Leibeigene eröffnete mir einen unbegrenzten Kredit auf seine Kassa, denn ich sollte ja in seinem Interesse spielen, und das Glück konnte mir auch abhold sein. So schieden wir."

„Ich hatte den jungen Grafen schon früher im englischen Klubb kennen gelernt, wo sein Muth, sein Aufwand und seine Arroganz ihm ein gewisses Renomè erworben hatten; es kostete mich also keine Mühe, mit ihm anzubinden. Ich will mich kurz fassen, denn der Kampf zwischen uns währte mehrere Wochen und erforderte zu viel Zeit, wenn ich ihn im Detail schildern sollte."

„Ich war klug und gönnte meinem Gegner anfangs den Triumph, mich zu besiegen; ich hatte bereits sechzigtausend Rubel verloren und Sie können leicht ermessen, wie schwer es dem armen Feodorowich bei diesen Verlusten um's Herz wurde, aber er harrte aus."

„Verlust im Spiele bringt in Verzweiflung, Gewinn macht trunken."

„Der Graf wurde dies und verfolgte mich wie mein Schatten; auf dem Ball, der Jagd, Promenade oder im Theater, er wich nicht von meiner Seite; eines heiteren

Nachmittags ſetzten wir uns in der Wohnung des Grafen wieder zum Pharaotiſch, und als der Morgen anbrach, befand ich mich im Beſitze alles deſſen, was der Graf an Rubeln, Papierſcheinen, Kunſtſachen, ja ſelbſt, was er an heiligen Gemälden beſaß, die in Gold und Edelſteinen gefaßt für Ruſſen von unſchätzbarem Werthe ſind."

„Der Graf war ausgeſäckelt und wollte auf Kredit ſpielen, ich verweigerte es, er bat, flehte, und ich ſagte endlich: Ich bin ein nobler Spieler, lieber Graf, ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Sie beſitzen eine kleine Domäne an der Wolga, ich will moskowitiſcher Grundbeſitzer werden, was Sie hier an Geld und Geldeswerth ſehen, iſt mein Einſatz, Sie dagegen ſetzen jenes Gut."

„Er ſtürzt zum Sekretär, bringt die Urkunde jenes Grundbeſitzes und legt ſie auf den Tiſch."

„Ich melire die Karte und ich geſtehe es, mein Herz klopfte, es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich vor einem Einſatze zurückbebte."

Aber Fortuna verließ ihren Liebling nicht, ehe fünf Minuten vergingen, war die Domäne mein."

„Ich ſteckte das Dokument, ſowie die 60,000 Rubel, die ich in früheren Tagen verloren hatte, in die Taſche und ſagte: „Graf, Quitt oder Double für den Reſt!"

„Der Graf nennt ſeine Farbe, ich ziehe ab, er gewinnt."

„Ich verbeugte mich und ſagte: Nehmen Sie Alles zurück, Graf, meine Nacht iſt mir reichlich bezahlt! und ich ging fort."

„Feodorowich und ſeine Braut ſchloßen mich in ihre Arme und nannten mich ihren Vater, ihren Retter, ich

brachte ihm seine 60,000 Rubel zurück und seine Freiheit, die Liebenden stürzten mir zu Füßen und baten mich, Sie mit jener Hand zu segnen, mit welcher ich die Karten zu ihrer Freiheit gemischt hatte, und ich mochte mich sträuben, so viel ich wollte, so mußte ich als Souvenir ein Portefeuille annehmen, welches die Aufschrift trug: „Dem freien Manne, der mich befreite!“ In diesem Portefeuille befand sich eine Anweisung auf jene Million, deren Geschichte Sie nun vollständig wissen.“

Die frühere Stille der Gesellschaft bewies das Interesse, welches die Mittheilung des Herrn Raily erregte, das Murmeln, das nun den Kreis durchlief, zeugte von der Befriedigung jenes Interesses, aber dieses währte nicht lange, denn Herrn Raily ergriff abermals das Wort und machte die Versammlung auf einen bescheidenen Kunstgenuß aufmerksam, den er zu bieten gesonnen sei, zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, kaum sechzehn Jahre alt, Zwillinge, aus dem Böhmerlande gekommen, seien bereit, ihr musikalisches Talent glänzen zu lassen.

Man verlangte sie zu sehen, zu hören.

Josef und Josefine, von Balthasar Kern begleitet, traten in den Salon.

Zwölftes Kapitel.

Der Salon des Abenteurers.

Wir glauben den Eindruck, den die Geschwister beim Eintritte in den Salon hervorbrachten, hinreichend zu bezeichnen, wenn wir sagen, er sei noch günstiger gewesen wie jener in der Praterschenke.

Die frappante Aehnlichkeit der Zwillinge, ihre Anspruchlosigkeit, der Nimbus der Unschuld, der ihr ganzes Wesen umgab, gefiel der vornehmen Gesellschaft eben so gut, wie dem bürgerlichen Kreise.

Wenn erstere ihr Wohlgefallen nicht geräuschvoll äußerte, so lag dies in dem Gebote des Anstandes und der guten Sitte, die es nicht gestatten, daß man sich empfangenen Eindrücken willenlos überlasse, noch weniger aber durch vorlaute Kundgebungen verrathe.

Es herrschte daher in dem Salon ein, wir möchten sagen, erwartungsvolles Schweigen, während dessen die Kinder jenen seitwärtigen Platz erreichten, der für sie bestimmt war.

Herr Balthasar Kern hatte sich heute hoch aufgerichtet, in seinem Innern rauschte ein Meer von Wonne,

er athmete Salonluft! Damit iſt ſeine ganze Seligkeit bezeichnet.

Er, der ſich bisher nur in ſeiner Phantaſie in höheren Kreiſen bewegt hatte, er befand ſich nun in Wirklichkeit in einer vornehmen Geſellſchaft, freilich in einer etwas untergeordneten Stellung, aber war ſeine Einbildung nicht glühend genug, auch dieſe in einer Weiſe auszuſchmücken, die ſie in einem viel vortheilhafteren Lichte erſcheinen ließ?

Er war der Ehrenbegleiter zweier junger Künſtler, ein Reflex der Auszeichnung, die jenen bevorſtand, fiel auch auf ihn, wenn man ihnen hofirte, konnte man ihn nicht umgehen.

Der Vogel-Pädagog lächelte vornehm, muſterte die Herrſchaften an der Tafel mit Wohlgefallen, und wir wagen es zu behaupten, er war frei von Neid, er fühlte kein Verlangen, ſich in den Kreis einzudrängen, denn er betrachtete ſich ohnedem ſchon als ein Glied der koſtbaren Kette, ob dieſes Glied dem Hauptringe näher oder ferner lag, berührte ihn wenig.

Die Blicke faſt aller Gäſte ruhten auf dem Geſchwiſterpaare, Herr Raily winkte dem Grafen Marſan freundlich zu, es war das eine Art ſtummen Compliments, womit er dem Geſchmacke des jungen Kavaliers huldigte; dieſer dankte ebenfalls durch eine Pantomime und wendete dann ſeine ganze Aufmerkſamkeit dem Gegenſtande ſeiner Neigung zu.

Die beſcheidenen Künſtler machten ſich bereit, die erſte Piece zu beginnen, aber ſchon hatten Beide den jungen Grafen bemerkt, und eine flüchtige Röthe auf dem Antlitze

der Jungfrau konnte eben ſo gut für ein Zeichen der Ueberraſchung, als des Unwillens gelten.

Waſili, welcher neben einer etwas überreifen Dame ſaß, wurde von dieſer in Athem gehalten und hatte wenig Zeit, die übrigen Vorgänge zu beachten.

John Bretton näherte ſich den Geſchwiſtern, ſprach einige freundliche Worte mit ihnen, dann mit Herrn Kern, der ſich in der Affectation der vornehmen Manieren ein wenig ſteif ausnahm.

Die Kleinen, flüſterte John dem Ehrenwächter zu, werden doch nicht befangen ſein?

Ich hoffe nicht, an mir hat es wenigſtens nicht gefehlt, ſie genugſam zu ermuthigen. Ich habe mich ſelbſt als Beiſpiel aufgeſtellt, der ich Jahre lang die Salons beſuche, ohne daß mir während der ganzen Zeit irgend eine Widerwärtigkeit begegnet wäre.

John nickte ihm freundlich zu und begab ſich wieder an ſeinen Platz.

Während dem hatte auch Waſili's Nachbarin nicht ermangelt, die Kinder zu betrachten, ihr prüfender Blick war jedoch mehr auf den Jüngling gerichtet und ſie flüſterte dem Seeoffizier zu:

„Die jungen Leute ſind gar nicht übel!“

„Ihre Bemerkung iſt für die Kinder ſehr ſchmeichelhaft.“

„In Wahrheit, Sie haben Recht, es ſind faſt noch Kinder, aber jedenfalls hübſche Kinder.“

Die warme Theilnahme der Dame kam dem Seemanne ſehr zu Statten, er gewann dadurch ein wenig Luft, konnte die Segel wenden und ſich mehr mit ſeinem ande-

ren Nachbar beschäftigen, was ihm angenehmer zu sein schien.

Die Dame hielt ihr Lorgnon auf Josef gerichtet.

Sie war zum Gegensatze der gewöhnlichen Engländerinnen ein kleines, niedliches Figürchen, ein wenig bleich, aber interessant, dazu braunes Haar und ein ungewöhnlich lebhaftes Auge.

Die sogenannten „schönen Jahre" waren zwar verschwunden, allein Lady Wilson — so war ihr Name — suchte durch die Kunst der Toilette zu ersetzen, woran der Zahn der Zeit zu nagen anfing, vermied jedoch alles Auffallende.

In Bezug auf ihre Stellung in der Gesellschaft herrschten mancherlei Behauptungen.

Einige hielten sie für die Witwe eines Kapitäns, der unter Nelson den Tod fand, Andere versicherten wieder, sie sei nie vermält gewesen, und wieder Andere waren gar der Ansicht, ihr Gatte lebe noch, sie sei jedoch von ihm geschieden, in Folge gewisser Galanterien, die Lord Wilson nichts weniger als gleichgiltig aufnahm.

So verschieden nun die Meinungen in dieser Beziehung lauteten, so einstimmig sprachen sie sich wegen eines anderen Punktes aus, alle Welt behauptete nämlich, Lady Wilson sei einem hochgestellten Landsmanne zu Liebe nach Wien gekommen, dessen Beständigkeit sie kein zu großes Vertrauen schenkte, daher sie ihn auch sorgsam hütete und ihn mit ihrer Fürsicht, wir möchten fast sagen, verfolgte, was aber leider weder die Scene im Operntheater noch eine andere an der Donaubrücke zu verhindern vermochte.

Lady Wilson saß selten in der Nähe Lord Stewarts, auch heute nicht, Raily wußte, was er zu thun hatte, um weder dem Lord noch der Lady unangenehm zu sein, Beide vermieden es, in Gesellschaften sich an einander zu drängen.

Wer das öffentliche Geheimniß zufällig nicht kannte, der hätte nicht leicht zwischen ihnen ein zartes Einverständniß vermuthet.

Der tapfere Lord, der sich ungestraft für seinen guten Ruf manche Unzukömmlichkeiten erlaubte, machte der deutschen Sittsamkeit dies Zugeständniß und vermied ein öffentliches Aergerniß zu geben.

Wir haben erwähnt, daß Lady Wilson den jungen Flötenspieler sorgfältig beobachtete, dabei aber Zeit genug gewann, zu bemerken, wie die schöne Harfnerin von Seite der anwesenden Herren ebenfalls vielfache Beachtung fand.

Mittlerweile begannen die jungen Musiker ihr Spiel, Alles lauschte, die Aufmerksamkeit ging in Wohlgefallen über und diesem folgte ein lauter Beifall, den man unverholen äußern durfte, da er der Kunst galt, welcher in allen Kreisen zu huldigen erlaubt ist. Zu bedauern ist nur, daß die arme Kunst sich oft zum Deckmantel auch anderer minder idealer Huldigungen hergeben muß, was vielleicht auch bei dieser Gelegenheit der Fall war.

Das Banket wurde aufgehoben.

Das Orchester wechselte mit den kleinen Künstlern ab.

Lady Wilson näherte sich John Bretton und sagte: „Wie es scheint, verdankt Herr Raily Ihnen die glückliche Acquisition?“

„Ich war dabei thätig, Mylady!“

„Wer iſt der Herr, der die Kleinen begleitet?“

„Ein Nachbar, deſſen Schutz ſie ſich anvertrauten.“

Die Lady machte in Geſellſchaft einer andern Dame einen Gang durch den Salon und näherte ſich dann Herrn Balthaſar, der im Namen der beſcheidenen Künſtler bereits einige Komplimente in Empfang genommen hatte.

„Sie ſind mit den Kindern nicht verwandt?“

„Nein, gnädige Frau, ich begleite ſie blos, die Kleinen vertrauen mir, meine Verbindungen mit der höchſten Ariſtokratie des Landes verſchafften mir in ihren Augen großes Anſehen.“

„Ihre Bekanntſchaften gehören demnach den höheren Kreiſen an?“

„Gewiß, es wird wenige fürſtliche Tafeln in Wien geben, an denen ich nicht ſchon dinirt hätte.“

„Dann wird es mir ein Vergnügen ſein, Sie auch bei mir zu empfangen, Lady Wilſon iſt mein Name, Miſter John wird Ihnen meine Adreſſe ſagen, kommen Sie, ſo bald als möglich und bringen Sie die Kleinen mit.“

Balthaſars Augen funkelten.

Marſan brannte vor Begierde, ſich Joſefine zu nähern; in einem Momente, wo es ohne Auffallen geſchehen konnte, that er es auch.

Die Jungfrau ſtand ihm erröthend gegenüber.

„Es freut mich, Sie an dieſem Orte zu treffen,“ begann der junge Graf freundlich, „Sie wieſen jüngſt

meinen gut gemeinten Rath zurück und haben mich damit tief gekränkt. Ihre Anſichten ſcheinen ſich jedoch ſeitdem geändert zu haben, und ich wünſche Ihnen herzlich Glück dazu."

„Sie irren, Herr Graf, antwortete das Mädchen, ich denke heute nicht anders wie neulich, wir nahmen den Antrag des Herrn von Raily an, weil er uns geſtattete, uns von unſerem Nachbar begleiten zu laſſen, der unſer Schutz und Schirm iſt."

Marſan fixirte den überglücklichen Pädagogen.

„Fürchten Sie die vornehme Welt in ſolchem Grade, daß Sie ohne eine Ehrengarde, ſich nicht in unſere Mitte wagen? Sie thun uns Unrecht, Mademoiſelle, mir beſonders, ich habe keine Urſache, Ihnen zu verhehlen, daß Sie mir nichts weniger als gleichgiltig ſind."

„Mein Herr, Sie belieben wohl mit einem armen Mädchen zu ſcherzen."

„Ich ſchwöre Ihnen, daß ich im Ernſte ſpreche, und ich glaube Ihnen keinen beſſeren Beweis dafür zu geben, als wenn ich Ihnen geſtehe, daß Ihr Hierſein mein Werk iſt."

„Herr Graf!"

„Um Sie zu ſehen, um mich Ihnen nähern zu können, empfahl ich Sie Herrn Raily und ich weiche nicht von Ihrer Seite, bis Sie mir verſprechen, ſich nicht mehr ſtolz von mir zu wenden, mich zu erhören."

„Nimmermehr, Herr Graf, ich bitte, entfernen Sie ſich, man ſieht auf uns, o mein Gott, welche peinliche Verlegenheit."

Marſan grüßte dem Anſcheine nach mit vornehmer Gleichgiltigkeit, dabei flüſterte er jedoch:

„Ich entferne mich, doch thue ich es nur, weil ich hoffe, von Ihnen baldigſt erhört zu werden. Ich werde nicht aufhören, Sie aufzuſuchen, meine Beharrlichkeit wird endlich doch Ihre Spröde beſiegen.“

Hierauf begab er ſich zur Geſellſchaft.

In einem zweiten Salon wurde Kaffee und Eis ſervirt, im Gemache nebenan begann man bereits die Spieltiſche zu ſuchen.

Marſan und Waſili trafen ſich.

„Wohin lieber Freund? fragte erſterer.“

„Ich ſuche den Engländer.“

„Herrn Raily?“

„Ja!“

„Was wünſchen Sie von ihm?“

„Ich will mit ihm ſpielen.“

„Das kann nicht Ihr Ernſt ſein.“

„Meiner Treue, es iſt mein feſter Wille.“

„Sie ſind ein wenig aufgeregt.“

„Um ſo beſſer.“

„Sie werden verlieren.“

„Was liegt daran, ich will mich überzeugen, ob der Satan in Wirklichkeit ſo unglaublich vom Glücke begünſtigt wird, oder ob er nicht vielmehr ein Kartenkünſtler iſt.“

„Thun Sie es nicht, lieber Freund, denken Sie an die Geſchichte jener Million.“

„Eben dieſe Geſchichte brachte mich zu dem Entſchluſſe,

ich will den Gardefähnrich in Moskau rächen, der Engländer muß mir statt jenem Revanche geben."

„Ich begreife Ihren Vorsatz nicht."

„Ei, mein Freund, wir beide begreifen einander überhaupt nicht und unsere eigenthümlichen Neigungen noch weniger."

Darauf wandte er sich zu dem Herrn des Hauses, der eben vorüber ging und sprach: „Herr Raily, ich bitte auf ein Wort!"

„Ah, Graf Wasili, was wünschen Sie?"

„Ich bitte mir die Ehre einer Parthie aus."

„Mit Vergnügen. John wird die Güte haben, mich zu vertreten."

„Ich nehme den Stellvertreter nicht an."

„Herr Graf!"

„Ich bin so eigensinnig, mich nur mit Ihnen messen zu wollen."

„Sie werden leicht begreifen, daß ich als Herr des Hauses mich nicht zum Spieltische setzen und meine hohen Gäste ihrem Schicksale überlassen kann, begnügen Sie sich heute mit John, ein andermal stehe ich zu Ihren Diensten."

„Es thut mir leid, meine Erklärung wiederholen zu müssen, ich spiele entweder mit Ihnen oder gar nicht. Beharren Sie standhaft bei Ihrer Weigerung, dann erkenne ich daran Ihre Furcht, sich mit mir in ein Spiel einzulassen."

„Herr Graf, Sie reizen mich."

„Das ist meine Absicht."

„Was liegt dieser Absicht zu Grunde?"

„Ich suche Revanche für den Gardefähnrich in Moskau."

„Dann iſt es freilich eine Ehrenpflicht für mich, die Parthie anzunehmen; doch erkläre ich Ihnen im Voraus, ich ſpiele nur um hohes Geld.“

„Je höher, deſto beſſer.“

„Bravo, es iſt alſo auf meinen Ruin abgeſehen, antwortete Raily ſpöttiſch lächelnd, das freut mich. Kommen Sie mein Herr.“

„Nach dieſen Worten gingen Beide in das nächſte Kabinet.“

Dreizehntes Kapitel.

Was ſich in dem Salon weiter begeben hat.

Die Szene zwiſchen Waſili und Mr. Raily war geräuſchlos und ohne Aufſehen vor ſich gegangen.

Marſan dachte nicht daran, ſich dem ſtürmiſchen Verlangen des Freundes entgegen zu ſetzen und ließ ihn gewähren.

„Wenn ihn der Engländer um einige tauſend Rubel leichter gemacht haben wird, dachte er, wird er ſchon kühler werden. Die Seeleute lieben überhaupt das Spiel, weil ſie zu Schiffe faſt einzig und allein auf dieſes Vergnügen angewieſen ſind.“

Nach dieſer Betrachtung beeilte er ſich wieder, nach den Zwillingen zu ſehen; ſie waren eben daran, den Salon zu verlaſſen.

Marſan winkte, ohne daß Joſefine es merken konnte, Herrn Kern zu ſich.

„Mein Herr, Sie ſind, wie man mir ſagt, der Nachbar dieſer jungen Leute.“

„Ich bewohne das Zimmer neben dem ihren.“

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Ich heiße Balthaſar Kern.“

„Ich bin Graf Julius Marſan!“

Der Pädagog verbeugte ſich.

„Erlauben Sie, daß ich Sie beſuche?“

„Oh, Herr Graf, ich erlaube es nicht, ſondern ich bitte darum. Meine Wohnung iſt zwar ſchlicht und einfach, aber ſie hat auch ihre Raritäten. Meine Kanarienvögel werden Sie entzücken, mein Staar wird Sie in Staunen ſetzen. Erſtere pfeifen, letzterer ſpricht, und wiſſen Sie, was er ſpricht? Er ſpricht: „Vivat Alexander.“

„Wann ſind Sie zu Hauſe?“

„Vormittags und Abends; Nachmittags treffen Sie mich nie, denn ich ſpeiſe bei meinen Gönnern; zum Exempel: morgen bin ich beim Prinzen von Heſſen-Homburg zur Tafel geladen.“

„Es wird auch mir ein Vergnügen ſein, Sie bei mir als Gaſt zu ſehen.“

„Herr Graf, ich nehme die Einladung mit Vergnügen an, ich werde es nicht vergeſſen, dem Verzeichniſſe

meiner ausgezeichneten Verbindungen auch Ihren werthen Namen hinzuzufügen.“

Marſan grüßte freundlich und Kern näherte ſich wieder den Zwillingen.

John Bretton hatte ſich indeſſen den Kindern genähert, um ihnen im Namen Herrn Raily's für den bereiteten Genuß zu danken und meldete ihnen zugleich, daß der Wagen ihrer bereits harre.

Die Kinder waren froh, den Salon verlaſſen zu können, denn ſeitdem das Banket zu Ende war, hatte ſich die Geſellſchaft zertheilt und ſie merkten, daß ſie die Produktion beenden müſſen, was auch geſchah.

John geleitete ſie noch in's Vorzimmer, händigte ihnen das Honorar ein und wollte auch Herrn Kern einen Beweis von Erkenntlichkeit zukommen laſſen, allein dieſer ſprang einen Schritt zurück und ſagte ſehr ernſt:

„Mein Herr, ich habe meine kleinen Nachbarn aus Gefälligkeit begleitet und Gefälligkeiten laſſe ich mir nie bezahlen. Ich beſuche viele Palais und Hotels, ich gehe jedoch nicht hin, um zu betteln, ſondern weil ich Geſchmack an der vornehmen Welt finde und weil mich die Proſa der bürgerlichen Geſellſchaft anwidert. Wenn Herr von Raily einen abgerichteten Vogel zu beſitzen wünſcht, ſo ſtehe ich ihm zu Dienſten und dann werde ich ein Honorar dafür annehmen.“

„Wohlan, mein Herr, nehmen Sie dieſen Betrag und bringen Sie uns dafür einen abgerichteten Vogel, zum Beiſpiel, eine Amſel.“

„Um Vergebung, mein Herr, ich unterrichte keine Amſel.“

„Warum nicht?“

„Dieſe Thiere machen zu viel Unreinlichkeit und laſſen ſich nie zähmen. Wünſchen Sie einen Kanarienvogel?“

„Auch recht.“

„Welches Lied wünſchen Sie, daß er pfeifen ſoll?“

„Das engliſche Volkslied.“

„Thut mir leid, ich beſitze keine Drehorgel, welche auf dieſes Lied eingerichtet wäre, und ein ſolches Inſtrument eigens anfertigen zu laſſen, würde ſich kaum rentiren, da die hieſigen Vögelliebhaber für das engliſche Volkslied nicht beſonders eingenommen ſind.“

„So wählen Sie eine andere Melodie, gleichviel welche!“

„Ich werde dem Vogel das erhebende Lied lehren: „Auf auf, in's Feld!“

„Einverſtanden.“

„Alſo abgemacht!“ ſchloß der Pädagog gravitätiſch das Geſpräch und begab ſich dann mit ſeinen Schützlingen zum Wagen.

John kehrte in den Salon zurück, der ſich bedeutend gelichtet hatte.

Viele der Gäſte, namentlich die Damen und Notabilitäten, hatten ſich entfernt, von den Uebrigen war ein Theil an den Spieltiſchen beſchäftiget, und ein Theil, eine Gruppe junger Leute, darunter Marſan, ſtand in der Mitte des Saales und unterhielt ſich laut und ungenirt.

Der Stoff ihres Gespräches waren Herr Raily, Herr John Bretton, und das Haus, welches ersterer am Kongresse führte.

Der Vertraute des Spielers hatte sich kaum der Gruppe genähert, so öffnete sich der Kreis und die Leute nahmen den Engländer in ihre Mitte.

„Sie nehmen mich gefangen, meine Herren," scherzte der wohlbeleibte Engländer, indem er mit seinen blutunterlaufenen Augen den Kreis durchflog, „was wünschen Sie von mir?"

„Sie sind ein liebenswürdiger Gentleman, sagte Einer, Herr Raily war so gütig, uns heute Abends ein Bruchstück seiner interessanten Erlebnisse mitzutheilen, folgen Sie seinem Beispiele."

„Ich bin ein schlechter Erzähler."

„Die Wahrheit bedarf keines Schmuckes."

„Ich bin zu alt, um noch viel Fantasie zu besitzen."

„Ich schätze Sie auf kaum Vierzig."

„Geben Sie noch Zehn dazu und Sie haben mein Alter errathen. Ich bin ein Veteran am grünen Tisch. Napoleon nennt sich einen der ältesten Soldaten, ich bin mehr als er, ich bin sicher der älteste meiner Kollegen und schmeichle mir, am grünen Tische das zu sein, was er auf dem Schlachtfelde war. Sprechen Sie mit Herrn Raily und er wird offenherzig genug sein, Ihnen zu bekennen, daß es in der Welt nur einen Menschen gibt, dessen Glück und dessen Kunst er scheut und dieser Eine bin ich. Ich will Ihnen nur ein kurzes Geschichtchen aus meinen Lehrlingsjahren mittheilen."

„Ich befand mich kurz vor der Revolution als zwanzigjähriger Jüngling in Paris. Ich wohnte im Hotel d'Angleterre."

„Um jene Zeit wurde, wie es Ihnen bekannt sein wird, sehr hoch gespielt."

„Am Abend meiner Ankunft betrete ich den Salon, die Tische waren bereits hergerichtet und ich ließ mich an einem derselben nieder, mir gegenüber saß der Herzog von Gramont."

„Der Herzog, ein Muster von Eleganz, war damals der König der Mode, und ein Goliath unter den Pariser Verschwendern."

„Er hatte mich kaum erblickt, so sagte er zu einem seiner Nachbarn: Ich habe schon so viel von Engländern erzählen hören, die im Spiel und im Wetten so ungeheuere Summen wagen, ich weiß aber nicht wie es kommt, daß wir hier dergleichen Gentleman nie zu sehen bekommen."

„Diese Herausforderung galt offenbar mir, und ich war nicht gewillt, sie ruhig hinzunehmen."

„Neben uns spielten zwei Herren Piquet."

„Die Partie des Einen stand verzweifelt schlecht."

„Um zu gewinnen mußte er in zwei Spielen hundertfünfzig Points schreiben."

„Ich nahm das Wort und sagte, ohne mich gerade an den Herzog zu wenden:

„Wenn diese beiden Herren einverstanden sind, so übernehme ich auf die Dauer von nur zwei Spielen die

Partie des Schwächern, und wette achttauſend Pfund Sterling, daß ich gewinne."

„Wie hoch die Wette, mein Herr?"

„Achttauſend Pfund."

„Dem Herzoge blieb nichts übrig, als die Wette anzunehmen, der eine der Piquetſpieler macht mir lachend Platz und ich ſetze mich nieder."

„Das erſte Spiel erfolgt, mir bleibt noch immer ein Minus von hundert und einigen Points.

„Der Herzog lächelt ſpöttiſch, die Umſtehenden ſind in ſpannendſter Erwartung."

„Ich melire, gebe das Blatt aus, erhalte in der Hinterhand acht Cenr und vier Aß und die Wette iſt gewonnen."

„Der Herzog blickt mich verlegen an."

„Mylord, begann er..."

„Ich bin kein Mylord, erwiederte ich, ſondern ganz einfach John Bretton."

„Ich befinde mich in Verlegenheit."

„Wie ſo, Herr Herzog?"

„Ich bin außer Stande, Ihnen eine ſo beträchtliche Summe auf der Stelle zu zahlen."

„Das hat nichts auf ſich, mein Herr, entgegnete ich, ich gebe Ihnen Kredit, Sie mögen jedoch wiſſen, daß ich, John Bretton, niemals wette oder ſpiele, wenn ich kein Geld bei mir führe."

„Der Herzog bezahlte mich einige Tage ſpäter, wird ſich jedoch die Lektion, die ich ihm gab, gemerkt haben."

„Für einen Lehrling," nahm einer der Zu-

hörer das Wort, „haben Sie ſich mit Glück aus der Affaire gezogen.“

„Ich will Ihnen nun ein Stückchen aus meiner Geſellenzeit mittheilen.“

„In London forderte mich ein Herzog, ich mag ihn nicht nennen, zum Spiel auf.“

„Wir wählten das Piquet.“

„Um 9 Uhr Abends ſetzten wir uns zum Tiſche und am andern Morgen hatte ich von dem jungen Lord mehr Geld gewonnen, als ſein Vater während der ganzen Zeit ſeines General-Gouvernements in Indien zuſammen geſcharrt hatte.“

„Nun noch eine Partie, Maſter John.“

„Ich bin zu Dienſten.“

„Der Einſatz hunderttauſend Pfund.“

„Gut.“

Wir ſpielen, er verlor natürlich wieder.

„Herr,“ ſagte der Herzog, „ich habe mehr verſpielt, als ich beſitze, ich kann den Verluſt nicht berichtigen. Ich werde Ihnen einen Intendanten ſenden, er ſoll Ihnen Alles, was ich beſitze, überliefern.“

„Mylord, Sie haben mir Ihre Ehre verpfändet und löſen ſie ein; das freut mich, ſo handelt ein wirklicher Gentlemann; aber auch ich beſitze Lebensart, ich will nicht, daß man mir nachrühme, ich hätte einen der gefeiertſten Namen des Oberhauſes zum Bettler gemacht. Ich will mich für dieſe durchwachte Nacht auf eine eigenthümliche Weiſe bezahlt machen.“

„Sprechen Sie, mein Herr, was beabſichtigen Sie zu thun?“

„Erlauben Sie mir einen Prieſter und einen Notar zu holen.“

„Wozu dies?“

„Sie werden mir vor dem Prieſter einen Eid ablegen, daß Sie nie mehr eine Karte berühren, denn Sie ſpielen höchſt miſerabel, und der Notar wird eine Urkunde ausſtellen, in welcher Sie mir eine lebenslängliche Rente zuſichern, willigen Sie darein, ſo verzichte ich auf den ganzen Gewinn dieſer Nacht.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er nach dieſem Vorſchlage mit beiden Händen griff.

„Und Sie beziehen ſeitdem wirklich jene Rente?“ fragte einer der Zuhörer.

„Mehrere Jahre habe ich ſie bezogen, ſpäter fand ich mich mit dem Herzoge ab, ich ſtellte ihm die Verſchreibung gegen eine gewiſſe Summe zurück, gab mich einer neuen Vorliebe für Staatspapiere hin und verlor Alles. Damals ſchwur ich, mein Glück nie mehr einem anderen Papiere als dem Kartenpapiere anzuvertrauen und es hat mir recht wohl bekommen. Beim Börſenſpiel miſcht die Diplomatie die Karte, am grünen Tiſche aber miſche ich ſelbſt, es iſt alſo natürlich, daß ich meiner eigenen Geſchicklichkeit mehr zutraue, wie der eines Fremden.

„Und waren Sie immmer ſo glücklich?“

„Hat Fortuna Ihnen nie den Rücken gekehrt?“

„Manchmal ſchien es, als wolle die launiſche Göttin mir untreu werden, aber ſie machte ihren Fehler ſchnell

wieder gut. Einmal hatte ich mit einem Fürſten angebunden. Ich verlor mein Geld, meine Juwelen und meinen Wagen, damals fuhr ich nämlich mit Vieren. Ich beſaß nur noch die Pferde, ſie wurden geſetzt und ich verlor abermals."

„Nun, mein Herr, ſagte ich, habe ich, nur noch eines, ich verlor die Pferde, was nützt mir das mit Silber beſetzte Geſchirr?"

„Ich glaubte, das Geſchirr gehöre ohnedem ſchon mir? meinte mein Gegner."

„Um Vergebung, mein Herr, ich habe die Pferde eingeſetzt, vom Geſchirr war keine Rede."

„Wir ſpielten alſo weiter und zwei Stunden ſpäter befand ich mich wieder im Beſitze meines ganzen Eigenthums."

„Da Sie vorhin von einer Lehrlings- und Geſellen-Zeit geſprochen haben, ſo war dies wohl Ihr Meiſterſtück?"

„O nein, mein Herr, ich muß Ihnen geſtehen, daß ich mein Meiſterſtück noch gar nicht gemacht habe."

„Was Sie ſagen!"

„In Ihrem Alter und noch kein Meiſterſtück!"

„Was würden Sie ein Meiſterſtück in Ihrer Kunſt nennen?"

„Ein ſiegreicher Kampf mit einem ebenbürtigen Gegner."

„Was nennen Sie ebenbürtig?"

„Ebenbürtig iſt mir Derjenige, dem das Spiel nicht eine Leidenſchaft, ſondern ein Gewerbe iſt, der ſich mit kaltem Blute zum Tiſche ſtellt, ſo wie ein Kaufherr zum

Pulte, oder wie ein Aſtronom zum Fernrohr, der ſeine Berechnung und ſeinen Verſtand ſchalten und walten läßt, dabei, das verſteht ſich von ſelbſt, hohe Einſätze, ſchwindelnde Summen, das gäbe eine intereſſante Stunde, das wäre, wenn ich ſiegte, mein Meiſterſtück."

„Hoffen Sie, daß ſich in Wien eine ſolche Gelegenheit ergeben wird?"

„John blickte verſchmitzt nach der Thüre jenes Gemaches, wo Raily und Waſili ſpielten und murmelte;"

„Wer weiß, villeicht ergibt ſich in Wien die lang geſuchte Gelegenheit; es wäre intereſſant, wenn ich meine Meiſterſchaft vom Kongreſſe zu Wien datiren könnte."

„Ein Geräuſch wie das eines fallenden Stuhles im Spielzimmer nebenan machte den Kreis ſtutzen, man verfügte ſich dahin."

Vierzehntes Kapitel.

Der Kaiſer von China in der Klemme.

In dem Kabinete, an deſſen Schwelle die jungen Leute ſtehen geblieben waren, befanden ſich Raily und Waſili; die übrigen Spieler hatten ſich ſchon früher entfernt.

Auf den Tiſchen ſtanden achtzackige Girandolen und hier und da lagen aufgeworfene Kartenſpiele.

Dies war auch an jenem Platze der Fall, den die beiden Spieler eben verlaſſen hatten und wo der Seeoffizier im

Aufbrauſen des höchſten Unmuths ſeinen Stuhl zornig zur Erde warf, welches Geräuſch die jungen Leute herangelockt hatte.

Waſili glühte, ſeine Augen rollten, ſein Antlitz war in Schweiß gebadet, ſein Aeußeres verrieth einen hohen Grad von Aufregung.

Er ſtand da, ſtützte ſeine krampfhaft beballte Rechte auf den Tiſch und ſtierte Herrn Raily an, der ihm gegenüber eine jener ruhigen Stellungen annahm, die auf den erſten Anblick hin, wenn auch nicht einen Mann von Stahl, ſo doch das Herz von Eis verrathen.

Der Engländer blickte die Herren an der Schwelle ruhig an und ſagte lächelnd:

„Sie hat wahrſcheinlich der Fall des Seſſels herbeigelockt, den Herr Graf Waſili ein wenig unſanft bei Seite warf, man thut in der Aufwallung Manches, was man zehn Minuten ſpäter bereut. Herr Waſili iſt ein wenig heftig, brauſt leicht auf, eine echte Seemannsnatur.“

„Was hat es gegeben? fragte Graf Marſan, ſich dem Freunde theilnahmsvoll nähernd.“

„Laſſen Sie mich, murmelte Waſili, raffte ſich auf und trat vor einen Spiegel, um ſeine derangirte Toilette ein wenig zu ordnen. Aber, als erſchrecke er vor ſeinem eigenen Bilde, kehrte er dem Kryſtallglaſe ſchnell den Rücken, ergriff Marſans Hand, zog ihn mit ſich in ein anliegendes Kabinet und ſagte: Oh, mein Freund, warum gab ich Ihrer Warnung kein Gehör!“

„Sie haben verloren?“

„Viel, ſehr viel, Alles!“

„Bah," ſagte Herr Rally, der den Freunden gefolgt war und die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatte, „ſollte man nicht meinen, ich hätte von Ihnen wer weiß wie viel gewonnen? Ihr Unglück iſt zu ertragen. Als nach dem Tode des Grafen Potocki die Kinder aus ſeiner erſten Ehe in den Beſitz ihres Vermögens geſetzt wurden, ſtudirten zwei von ihnen auf der Univerſität zu Leipzig. Der Aeltere — Graf Schesney — verſpielte in drei Jahren an ſeinen Intendanten dreißig Millionen Gulden und ſein Freund Fontenay mußte bald darauf 100 Louisdor borgen, um ihn in Aachen, wo er ſtarb, anſtändig beerdigen zu laſſen. Das nenne ich Unglück: was jedoch Sie betrifft, was haben Sie denn verloren? Nicht einmal ganze hunderttauſend Rubel, es lohnt ſich nicht der Mühe, wegen einer ſolchen Bagatelle ein Wort zu verlieren."

Jetzt ergiff Graf Marſan in einem ernſtlichen Tone die Rede und ſagte:

„Die Größe eines Verluſtes muß verhältnißmäßig zu dem Beſitz erwogen werden: wer nur hundert Gulden im Vermögen hat und fünfzig davon verliert, erleidet einen größeren Verluſt, als derjenige, der eine Million beſitzt und hunderttauſend verliert."

Schön geſprochen, aber nicht unbedingt wahr," entgegnete der Engländer, denn man könnte in dieſem Falle auch ſagen, die Größe des Verluſtes hänge von dem Temperamente und dem Charakter des Verlierenden ab; je leichtſinniger der Menſch, deſto weniger beachtet er das Geld, deſto unbedeutender iſt alſo ſein Verluſt."

Zu Waſili gewendet: „Sie haben den Gardefähnrich

in Moskau rächen wollen und haben Niemanden als ſich ſelbſt geſchadet, thut mir leid, die Sache wird Aufſehen erregen und, meiner Treu, das Einzige, was ich dabei bedauere, iſt die Gefahr, der Sie ausgeſetzt ſind, wenn Ihr Czar von der Geſchichte Kenntniß erhält. Ihre ganze Karriere ſteht auf dem Spiele. Alexander hat eine entſchiedene Abneigung gegen alle Spiele und Spieler. Der junge Graf Z..., der vor einigen Tagen an einen Befliſſenen der Diplomatie zwei Millionen verlor, iſt vollkommen in Ungnade gefallen. Der Graf ſchlug ſich mit ſeinem Gegner, das heißt mit dem, der ihm das Geld abgewann, und verwundete ihn. Es erfolgte ein Vergleich; Alexander aber bleibt unerbitterlich, trotzdem daß der Vater des Grafen einſt der Mutter des Kaiſers ſehr erſprießliche Dienſte leiſtete. Wie geſagt, ich bedauere Ihre Zukunft, obwohl ich Alexanders Abneigung gegen das Spiel nicht gerechtfertigt finde; wir ſind hier Zeugen vieler Reklamationen von Thronen, die ebenfalls bei einem unglücklichen Spiele verloren wurden. Kriegsſpiel oder Kartenſpiel, gleichviel, Spiel bleibt Spiel; hier wie dort lenkt das Talent und entſcheiden das Glück und der Zufall. Am grünen Tiſch ſpielt man ums Geld, im Kriege um Staaten, um Menſchen. Wenn dieſer oder jener Monarch ein Land mit ſo viel Millionen Einwohnern gewinnt, warum ſoll ich nicht einige tauſend Rubel gewinnen?"

Waſili blickte den Engländer düſter an und erwiederte:

„Mein Herr, ich habe mit Ihnen geſpielt, ich werde alle Folgen dieſes Spieles zu tragen wiſſen, ſo wie den

Verluſt, den ich erlitten. Ich bedarf Ihres Mitleides, Ihrer Beileidsbezeugung nicht, obwohl ich geſtehen muß, daß ich ruinirt bin, ruinirt für mein ganzes Leben."

Raily zuckte die Achſeln und ſagte ſarkaſtiſch:

„Ich würde Sie bedauern, aber Sie verbaten ſichs, daher bleibt mir nichts übrig als zu ſchweigen."

„Ums Himmelswillen," rief jetzt Graf Marſan, „nur keine Bitterkeiten, damit dem Unheil durch ein Duell nicht noch die Krone aufgeſetzt werde. Unſere Pflicht iſt es, ein Mittel zu finden, um die böſen Folgen dieſes Abends zu verhindern. Waſili, ich bitte Sie, zu bedenken, daß nebſt dem Verluſte des Geldes, nebſt der Zerſtörung Ihrer Karriere auch noch jenes Glück auf dem Spiele ſteht, welches Ihnen im äußerſten Falle alles Andere zu erſetzen im Stande wäre. Vergeſſen Sie Helene und die ſtrengen Grundſätze des Grafen nicht."

„Sie haben recht," murmelte er, ich bin in Gefahr, auch die Achtung Jener zu verlieren, in deren Freundſchaft mein Glück ruht, oh, in welch' eine verzweiflungsvolle Situation habe ich mich verſetzt! Aber was ſoll ich beginnen, was kann geſchehen?"

„Herr von Raily," drängte Marſan, „ich bitte Sie, ſchaffen Sie Rath."

Der Engländer beſann ſich eine Weile und erwiederte dann:

„Hören Sie mich an, meine Herren, außer Ihnen und mir weiß noch Niemand, was vorgefallen iſt. Die jungen Herren außen wiſſen wohl, daß hier eine Spielſcene ſtatt fand, allein ſie wiſſen nicht, ob es ſich um eine

Ehrenſache oder um großartige Verluſte handle? Wenn wir nun aus dem Kabinete treten und ſagen, der entſtandene Streit zwiſchen mir und Grafen Waſili ſei friedlich geſchlichtet; ſo werden jene Herren keinen Grund haben, eine Nachricht zu verbreiten, die Ihnen, Graf Arthur nachtheilig ſein könnte, es wird heißen, wir hätten einen Ehrenhandel gehabt und Niemand wird daran Anſtoß nehmen. Damit jedoch ein Derangement Ihrer materiellen Verhältniſſe keinen Verdacht wecke, der dann mit dem heutigen Abende in Verbindung gebracht, die Wahrheit leicht erkennen ließe, ſo iſt es nothwendig, daß Sie für Ihre Verluſte einen ſchnellen Erſatz finden, ohne jedoch die Hilfe von Bekannten oder Landsleuten in Anſpruch zu nehmen, was am eheſten zu verrathen im Stande wäre. In dieſer Beziehung will ich Ihnen nun auf eine höchſt uneigennützige Weiſe zu Hilfe kommen."

Marſan und Waſili horchten hoch auf.

Raily fuhr fort:

„Ich verpflichte mich, über die Scene des heutigen Abends das tiefſte Schweigen zu beobachten, ich bin ferner bereit, die heute Abends von Ihnen gewonnene Summe augenblicklich zurück zu erſtatten, wenn Sie mir einen Freundſchaftsdienſt erweiſen."

„Waſili blickte den Engländer betroffen an."

„Was muß das für ein Dienſt ſein, ſagte er mißtrauiſch, der eine ſo hohe Summe aufzuwiegen im Stande iſt?"

„Was ich verlange, wiegt in Ihren Augen wenig, in meinen viel."

„Sie muthen mir vielleicht eine That zu....."

„Oh, oh, unterbrach ihn Raily lachend, was ſieht Sie an, lieber Graf, ſehe ich aus wie Jemand, auf deſſen Rechnung Verbrechen begangen worden?“

„Nun alſo, was fordern Sie?“

„Raily zu Marſan: Erlauben Sie, daß ich mit dem Grafen bei Seite einige Worte ſpreche?“

„Ich bitte, ſich nicht zu geniren, lautete die Antwort.“

Der Engländer zog den Seeoffizier an einen abſeitigen Tiſch und flüſterte ihm zu:

„Ziehen Sie Ihr Portefeuille heraus.“

„Waſili that dies.“

„Oeffnen Sie es.“

Es geſchah.

„Ich ſehe in dem Portfeuille eine Karte.“

„Ja, es iſt eine Karte, die mich berechtiget, die Feſte beim Fürſten Raſumowsky zu beſuchen.“

„Gut denn, hören Sie mich an Sie erhalten Ihren ganzen Verluſt zurück, wenn Sie ſich augenblicklich entſchließen, dieſe Karte mir zu geben.“

„Mein Herr!“

„Ich gelobe Ihnen bei meiner Ehre, von dieſer Karte nur ein einziges Mal Gebrauch zu machen, und Sie in keiner Weiſe zu kompromittiren!“

„Waſili von ſeiner gefährlichen Lage gedrängt, hatte keine Muße zu erwägen, der Augenblick drängte, Raily ſtand vor ihm und harrte der Antwort.“

Was ſollte er thun?

Es ſtand ſo viel auf dem Spiele und er konnte durch Bereitwilligkeit alles Uebel vermeiden!

„Nehmen Sie, ſagte er ſich endlich entſchließend, ich baue auf Ihr Wort.“

„Und auf meine Ehre!“

„Raily nahm die Karte, der Seeoffizier erhielt die verlorne Summe zurück, Marſan gelobte Schweigen und der Vorfall wurde mit dem Schleier einer Ehrenſache verdeckt, die in Güte beigelegt war.“

„Der Kaiſer von China verließ trübſelig das Hotel Roſenberg.“

„Der Kukuck hole dieſe dritte Allianz, murmelte er, aber es iſt wahr, wenn einem Ruſſen ein Unglück begegnen ſoll, ſo kommt ihm jeder Zeit ein Engländer in den Weg, geſchieht mir Recht, warum habe ich mich mit ihm eingelaſſen, ich hätte es längſt wiſſen ſollen. Ich will mirs zur Warnung dienen laſſen!“

Fünfzehntes Kapitel.

Eine Trennung.

Der Menſch macht ſelten ungeſtraft einen Schritt aus ſeinem Geleiſe.

Das ſollten auch die Zwillinge erfahren.

Mit dem Eintritte in den Salon war auch der idylliſche Zuſtand ihres Künſtlerlebens verſchwunden, ſie waren

nicht mehr die bescheidenen, unbeachteten Spielleute von Hollabrunn, nicht mehr die von rohen Huldigungen belästigten Pratermusikanten, sie dünkten sich die bewunderten Talente eines Salons.

Die jungen, unerfahrenen Herzen hatten den Beifall und die Aufmerksamkeit, die vielleicht mehr ihrer Persönlichkeit, als ihrer Kunst galten, für bare Münze genommen, und überließen sich der Wonne, welche sie zu berauschen drohte.

„Siehst Du, meine theure Schwester, sagte Josef, wie gut es war, daß wir den Antrag annahmen."

„Du hast Recht, lieber Bruder."

„Es ist doch angenehmer, vor solchen Herrschaften zu spielen."

„Natürlich! Wie vornehm, wie kostbar ist da Alles!"

„Die freundlichen Damen."

„Und die Herren!"

„Der junge Graf machte mir Vorwürfe, daß wir seine Einladung ausschlugen."

„Daran bist Du Schuld."

„Ach, ich hatte so große Furcht."

„Du hast Dich von der Wirthin bereden lassen, sie hat Dir ein Gespenst vorgemalt."

„Es scheint wirklich so, erwiederte die Jungfrau eifrig, der Graf ist kein böser Mensch, er ist artig und manierlich."

„Wir sind bereits von einer Lady eingeladen, eine Produktion wird der andern folgen."

„Und wir werden gar nicht mehr nöthig haben, in Gasthäusern zu spielen."

„Haben wir es einmal dahin gebracht, Schweſterchen, dann....“

„Was meinſt Du wohl, Joſef, unterbrach das Mädchen den Bruder, werden wir den jungen Grafen auch bei der engliſchen Dame treffen?“

„Wer weiß dieß? Vielleicht! Wünſcheſt Du es?“

„Warum nicht? Der Graf iſt einer unſerer Bekannten, und einen ſolchen in fremder Geſellſchaft wieder zu finden, kann nur angenehm ſein.“

Joſef war zu ſehr mit ſich beſchäftiget, um die Aeußerung der Schweſter näher zu beachten, er würde ſonſt leicht das Intereſſe gemerkt haben, welches ſie an Marſan zu nehmen begann.

Die Mühe, die ſich der junge Cavalier ihretwegen gab, ſchmeichelte dem Mädchen, weckte die Eitelkeit des Weibes und erregte ſomit das erſte Wohlgefallen, jenen zarten Keim, aus dem ſpäter Neigung und dann die Liebe zu ſproſſen pflegt.

Joſefine beſchäftigte ſich jetzt viel mit dem Grafen, freilich nur in Gedanken, aber man weiß, daß dies leichte Eindrücke tiefer in die Seele führt.

Iſt eine Frau mit dem Bilde eines Mannes in Gedanken vertraut geworden, dann fühlt ſie ſich in ſeiner Gegenwart auch nicht mehr fremd.

Wir finden alſo die Geſchwiſter von neuen Träumen umwogt, von neuen Hoffnungen belebt, von bisher ungekannten Gefühlen beſeelt.

Beide verlangten nach den vornehmen Kreiſen, Joſef, weil er dort eine größere Anerkennung, Joſefine, weil ſie

den jungen Grafen zu treffen hoffte, verſchiedene Gründe drängten Beide nach Einem Ziele, ohne daß ſie ſelbſt ſie näher zu bezeichnen wußten.

Aber nicht nur ihr Inneres, ſondern auch ihr Aeußeres ſollte eine Aenderung erfahren.

Die einfachen Gewänder wurden bei Seite gelegt und neue gekauft, die der Mode des Tages huldigten.

Die Kinder dachten nicht daran, daß ſie mit ihrer nationalen Hülle auch ihre ganze Originalität abſtreiften, daß die franzöſiſchen Kleider mit ihren Inſtrumenten und ihren einfachen Produktionen ganz und gar nicht harmonirten, und daß die Wirkung ihres Spieles zum größten Theile von der Einfachheit ihrer Erſcheinung abhing.

Vor dem Spiegel da war es freilich ganz anders, der hübſche Jüngling gefiel ſich in dem ſchwarzen Anzuge und das Mädchen glaubte ſich in dem blauen Kleide nur noch reizender auszunehmen.

Der Landwehrmann und ſeine Gattin gewahrten zu ihrem großen Aergerniſſe, was mit den Kindern vorging; Herr Sinzinger ſchob eine Priſe um die andere in die Naſe, ſeine Stirnnarbe wurde dunkelroth und Frau Rosl ſchoß grimmige Blicke und hatte Mühe, ihren Aerger zu unterdrücken, um nicht im erſten Momente los zu platzen.

Sie merkte, wie die Kinder ihrem Einfluſſe zu entgleiten anfingen und hatte das Gefühl eines Muſikers, der eine ſchwache Saite ſeines Inſtrumentes, für die er im Momente keinen Erſatz hat, nicht zu raſch ſpannen will, weil er ihr Zerſpringen fürchtet.

Die traurigen Wahrnehmungen ganz zu ignoriren,

hieß jedoch von der Dame mehr verlangen, als ſie zu leiſten im Stande war, ſie ließ alſo durch ihren Gatten eine kleine Rekognoszirung vornehmem, um zu erfahren, wie viel des früher inne gehabten Terrains bereits verloren gegangen ſei, und was die Geſchwiſter eigentlich vorhatten?

Herr Sinzinger brachte, zu ſeinem Lobe ſei es erwähnt, die zu dieſer Operation nöthige Ruhe und Umſicht mit.

Er begann ein wenig von ferne auszuholen, indem er die neuen Gewänder der junge Leute betrachtete und ſein Wohlgefallen ausſprach, was dem Paare nicht wenig ſchmeichelte.

„Sie meinen alſo," fragte Joſef, „daß die netten Kleider uns zieren werden?"

„Ohne Zweifel, Kleider machen Leute."

„Wir haben damit den erſten Gebrauch von unſerem Wiener Verdienſt gemacht."

„Sie haben wohl von dem Engländer auch ein hübſches Sümmchen erhalten?"

„So viel beiläufig, als wir bei Ihnen an zwei Abenden einnahmen."

Ein gedehntes „So?" des Landwehrmannes war die Antwort, darauf ſetzte er hinzu:

„Die vornehmen Leute werfen ihr Geld auch nicht zum Fenſter hinaus; wer kennt alle Hintergedanken?"

Joſefine merkte wohin dies ziele, und erwiederte raſch:

„Was dies anbelangt, ſo fehlt es wohl nirgends daran, in der Schenke wie im Salon."

Herr Sinzinger nahm eine Prieſe, räuſperte ſich und verſetzte:

„Ich will nicht hoffen, liebe Mamſell, daß Sie ſich über mich oder meine Wirthſchaft zu beklagen haben?“

„Bewahre,“ entgegnete Joſef ſtatt der Schweſter, „Sie ſind ein Ehrenmann, und Ihre Gattin eine brave Frau. Wir haben bei Ihnen und Sie durch uns Geld verdient; da aber jeder Menſch ſich beſtrebt, wenn es möglich iſt, ſein Loos zu verbeſſern, ſo —“

„Du lieber Gott,“ platzte Herr Sinzinger ängſtlich heraus, „Ihr werdet doch Euere Produktionen bei mir nicht gänzlich einſtellen?“

„Wir ſind dazu gezwungen, Sie werden leicht begreifen, daß eine Vereinigung zweier ſo weit von einander verſchiedener Lokalitäten nicht angeht.“

„Dies kann nicht Ihr Ernſt ſein?“

„Es iſt unſer feſter Entſchluß.“

Der Landwehrmann fand faſt keine Worte, ſo ſehr verblüffte ihn die Hiobsnachricht.

Endlich murmelte er: „Das muß ich meiner Gattin mittheilen!“ und verließ die Stube.

Die Stabsrosl wurde noch mehr betroffen, als Herr Sinzinger und begab ſich eiligſt zu den Geſchwiſtern.

Anfangs an ſich haltend, ſuchte ſie die Kinder in Güte zu überreden; als dieß jedoch nichts fruchtete, machte ſie Miene, nach und nach ſchwereres Geſchütz aufzuführen, ihr Ton wurde immer gereizter und immer heftiger, die Zwillinge ſetzten ihr jedoch Sanftmuth und Geduld entgegen, und benahmen ihr damit jede Gelegenheit aus-

zuarten. Sie blieben bei ihrem Entſchluſſe ſtehen und behaupteten, Niemand habe das Recht, ihnen in ihrem Glücke hinderlich zu ſein.

„Sie glauben alſo in den Salons Ihr Glück zu finden?“

„Wir hoffen es.“

„In Gottes Namen, wir wollen die Zeit abwarten; da Sie alſo von nun an in den Salons ſpielen werden, ſo müſſen Sie natürlich auch in einem Salon wohnen; da aber in meinem Hauſe kein Salon anzutreffen iſt, ſo“—

„Ich verſtehe, Sie kündigen uns die Wohnung.“

„Freut mich, daß Sie mich begreifen.“

„Auch recht, wir werden wohl für Geld und gute Worte ein Quartier bekommen.“

„Daran iſt nicht zu zweifeln; heute wird es Sie keine Mühe koſten eine Unterkunft zu finden, was aber damals, als Sie müde, matt, beſtaubt und unbekannt in Wien anlangten, ein wenig ſchwieriger geweſen wäre.“

Nachdem ſie dieſen letzten Stein in den Hof des Gegners geſchleudert, entfernte ſie ſich, um auch Herrn Balthaſar Kern einen Beſuch abzuſtatten und auch ihn ihre Ungnade fühlen zu laſſen.

Der Vogel-Pädagog erhielt nun ebenfalls die Kündigung, weil er ſeinem Verſprechen, die Kinder dem Landwehrmanne zu erhalten, nicht nachgekommen war.

„Es thut mir leid, antwortete er ſanft, Ihr Haus im nächſten Quartal verlaſſen zu müſſen, nicht meinetſondern meiner Vögel willen; da Sie es indeſſen wünſchen, ſo ſei es, ich werde mit dem Baron Pereira ſprechen.“

Die Stabsrosl brach in ein Hohngelächter aus; jetzt hatte sie keinen Grund mehr, den Sonderling zu schonen.

„Ich bitt' Sie," rief sie, „machen Sie sich nicht noch mehr lächerlich, Sie kommen nicht einmal mit dem herrschaftlichen Bedientenvolk, weit weniger mit den Herrschaften selbst zusammen."

Die Augen Balthasars sprühten Feuer und Flammen; er besann sich einen Moment lang, was er beginnen solle, dann ergriff er die wohlbeleibte Hausfrau am Arme und rief aufgebracht:

„Madame, in meiner Wohnung bin ich der Herr, und ich sage Ihnen ganz kurz, ich verkehre nicht mit Leuten, die in den Narrenthurm gehören, wenn sie auch Hauseigenthümer sind."

Hierauf schob er die Dame rasch in die Küche hinaus und schloß die Zimmerthür hinter ihr.

Die Landwehristin schrie und schimpfte, was aber Herrn Balthasar wenig berührte.

Nachdem sich das Wetter hinab in die erste Etage gezogen hatte, begab sich der Pädagog zu den Geschwistern.

„Sie hat uns gekündigt," sagte er melancholisch, „aber das macht nichts, ich werde für Sie schon eine Unterkunft finden, und was mich betrifft, so habe ich Zeit; vielleicht gelingt es mir bis zur Ausziehfrist beim Fürsten Trautmannsdorf oder sonst wo ein Logis zu finden."

„Was ſollen wir nun beginnen?“ fragte Joſefine beſorgt.

„Ich werde mich gleich auf den Weg machen,“ antwortete Kern, „ehe zwei Stunden verfließen, ſollen Sie untergebracht ſein.“

Herr Balthaſar hielt den Zwillingen pünktlicher Wort als die Landwehrwirthin; er kehrte ſchon nach einer Stunde zurück und meldete, daß er bei einer Bekannten in einem anſtändigen Privathauſe ein hübſch möblirtes Zimmer gemiethet habe, welches die Geſchwiſter ſogleich beziehen konnten.

„Wo befindet ſich das Logis?“ fragte Joſef.

„Am Joſefſtädter Glacis.“

„Das iſt hübſch weit!“

„Ein wenig, aber die Ausſicht iſt hübſch.“

„Die Familie iſt wohl anſtändig?“

„Das will ich meinen. Die Zimmerfrau iſt eine bejahrte Dame, die Witwe eines Oberlieutenants, die mit ihrer einzigen Tochter von einer mäßigen Penſion lebt; o, ſie iſt eine ſehr brave Frau, ich habe ihr bereits zwei Vögel abgerichtet.“

„Wann ſollen wir hinüber ziehen?“

„Ich denke, es wäre, um alle Reibungen mit Frau Roſa zu vermeiden, am beſten, Sie thäten es gleich.“

Die Geſchwiſter waren hiermit einverſtanden; Herr Kern beſorgte einen Mann, der die wenigen Habſeligkeiten der jungen Muſiker nach der neuen Wohnung zu ſpediren verſprach. Dann gingen ſie hinab zu Herrn Sinzinger, um von ihm Abſchied zu nehmen.

Das Landwehrpaar erſchrack, man erkannte leicht, daß Ihnen der raſche Entſchluß der Geſchwiſter unerwartet kam.

„Sie beeilen ſich ſehr, mein Haus zu verlaſſen.“

„Wir leiſteten nur der Kündigung der Frau Wirthin Folge.“

„Es hatte deßhalb keine Eile,“ murmelte die Stabsrosl biſſig, „aber man ſieht, es gefällt Ihnen in unſerem Hauſe nicht mehr, wir ſind Ihnen bereits zu gering geworden.“

„Ich bitte, Madame, Ihre Schuld nicht uns aufzubürden,“ ſagte Joſef; „unſere Abſicht war es nie, uns ganz von Ihnen zu trennen, Sie allein führten herbei, was jetzt geſchieht. Wir ſind jung und angewieſen, vorvorwärts zu ſtreben und uns zu vervollkommnen; das können wir aber nur dann, wenn wir Bekanntſchaften ſuchen, die uns Gelegenheit dazu bieten; dieſe hoffen wir zu finden.“

„In Gottes Namen, verſetzte die Wirthin mit ſchlecht verhehltem Ingrimm, gehen Sie, wohin es Ihnen beliebt, wir werden auch ohne Sie beſtehen, ſo Gott will, werden unſere Gäſte ſich einfinden, wenn auch Sie nicht muſiziren. Ich habe das Neuner Jahr überlebt und hoffe auch das Vierzehner, Fünfzehner und noch einige Folgende zu überdauern.“

„Dies wünſchen wir Ihnen mit aufrichtigem Herzen, antwortete ihr Joſefine, und ſich zu Sinzinger wendend: Leben Sie wohl, Herr Wirth, wir danken Ihnen herzlich für alles Gute, das Sie uns angeheihen ließen; denken Sie,

wenn es Ihnen gut geht, an die deutsch-böhmischen Zwillinge."

„Und Sie an den Landwehrmann! erwiederte Herr Sinzinger gutmüthig und die Geschwister machten sich auf den Weg."

„Draußen wartete schon Herr Kern und der Mann mit dem Gepäcke; man trat also den Weg gegen das Josefstädter Glacis an."

„Die jungen Leute waren etwas kleinlaut und Herr Balthasar bemühte sich, den Eindruck der Trennung wegzuplaudern, was ihm auch zum Theil gelang."

„Sehen Sie dort das Haus mit den zwei Stockwerken?"

„Ja!"

„Dort ist Ihr neues Logis."

„In welcher Etage?"

„In der zweiten."

„Wie viele Parteien wohnen in jenem Stockwerk?"

„Blos zwei, Ihre Stube hat die Aussicht aufs Glacis."

„Ah, Herr Kern, wer ist das hübsche brünette Mädchen, welches unten am Thore steht?"

„Fräulein Pauline, die Tochter Ihrer Zimmerfrau."

Man langte am Eingange an.

Balthasar stellte die jungen Leute einander vor.

Pauline wurde verlegen und erröthete, als Josef sein Auge einige Augenblicke auf ihr ruhen ließ, sie stotterte dann einige Worte, die den jungen Menschen voran zu gehen baten.

„Die Geſchwiſter ſtiegen die Treppen hinan, Pauline und Balthaſar folgten.“

In der zweiten Etage angelangt; zeigte ſich rechts und links eine Thüre. — Joſef wollte ſich nach der erſteren wenden, als er die wohlklingende Stimme des Fräuleins vernahm, welche hinter ihm rief:

„Ich bitte, mein Herr, ſich links zu halten, die Thüre rechts führt zur Wohnung unſeres Nachbars, des Herrn van Beethoven!“

Sechzehntes Kapitel.

Auf der neuen Bahn.

Mit dem Austritte aus dem Hauſe des Landwehrmannes verließen die „deutſchböhmiſchen Zwillinge“ den Schauplatz und die „Geſchwiſter Feilhart“ nahmen ihre Stelle ein.

Die jungen Leute traten nun ganz aus dem bisherigen Lebenskreiſe heraus und wählten einen neuen Pfad.

Es war ihnen, als wehe ſie hier eine andere Luft an. Und dem war auch ſo!

Schon der Wohnungsunterſchied machte ſich ihnen vortheilhaft bemerklich. Bisher an die Logis in Fremdenhäuſern angewieſen, ſelbſt der Aufenthalt beim Landwehr-

manne trug viel vom Einkehrhause an sich, befanden sie sich auf einmal in einer stillen behaglichen Privatwohnung, im Verkehr mit einer gebildeten, schlichten Frau und ihrer Tochter, deren Benehmen fein, artig, sittsam, ihnen um so angenehmer war, da sie dergleichen selten antrafen und noch seltener damit in Berührung kamen.

Die jungen Künstler hatten ungefähr das Gefühl eines Menschen, der lange auf einem geräuschvollen öffentlichen Markte geweilt und den dann ein ruhiges bürgerliches Asyl friedlich anlächelt und so sehr anheimelt, daß er es gar nie mehr zu verlassen wünscht.

Frau Agnes Bergmann, so hieß die ehrsame Zimmerfrau, hatte den Kindern ein hübsch möblirtes Kabinet übergeben, wo sich eine große Reinlichkeit und Einfachheit bemerkbar machte.

Die Matrone näherte sich den Geschwistern mit mütterlichem Wohlwollen, denn das günstige Zeugniß des Herrn Balthasar nahm sie im Voraus für sie ein.

Die beiden Mädchen kamen sich zutraulich entgegen, und Josefine brachte den größten Theil ihrer Zeit bei Pauline zu, die ein eigenes Kabinet bewohnte. Schon am zweiten Abende wurde Josefinens Lager hieher übersiedelt, so daß die beiden Mädchen beisammen wohnten und Josef sein Kabinet allein inne hatte.

In den ersten Tagen ihres neuen Aufenthaltes dachten die Kinder gar nicht daran, das Haus zu verlassen, sie waren mit ihrer Einrichtung beschäftigt und der Tag verstrich eben so schnell wie der Abend, den die vier Per-

ſonen gemeinſchaftlich zubrachten, indem die Geſchwiſter muſicirten und Pauline zur Abwechslung vorlas.

Schon am zweiten Abende ſtörte ein Zwiſchenfall die Unterhaltung.

Die kleine Geſellſchaft befand ſich in Paulinens Kabinet, es dämmerte eben und verbreitete jenes vertrauliche Zwielicht, wo es ſich am warmen Ofen ſo traulich ſitzt und plaudert.

Das war auch hier der Fall und Joſef ſchilderte gerade den Beginn ſeiner Künſtlerfahrt, als nebenan die Töne einer Violine ſich hören ließen.

Der Jüngling hielt an — man horchte.

Das Violinſpiel währte fort, aber welch ein Gräuel für die Zuhörer, beſonders für die Muſiker, die Saiten des Inſtrumentes waren völlig verſtimmt und diskonirten auf eine erſchreckliche Weiſe.

Das ſchien aber den Muſicirenden nicht zu beirren, er ſpielte eifrig fort, und ſo viel ließ das verſtimmte Inſtrument erkennen, er ergoß ſich in eine jener regelloſen wilden Fantaſien, aus deren Tonchaos ſich nach und nach die Lichtwelle der Harmonie herausſondern ſollte, was aber natürlich bei dieſer Verſtimmung nicht möglich war.

„Ach Gott," liſpelte der Jüngling, „was iſt das für ein peinliches Spiel?"

„Es iſt unſer Nachbar, Herr von Beethoven."

„Wie, der Meiſter im Reiche der Harmonie kann es aushalten, auf einer ſo verſtimmten Violine zu ſpielen?"

„Ach, der Arme, er ſpielt und hört nicht, was er ſpielt. Bei ihm iſt nur mehr der innere Sinn thätig;

jene Töne die unſer Ohr zerfleiſchen, erſcheinen ſeinem Geiſte rein und harmoniſch, der große Meiſter iſt ſeit mehreren Jahren ganz taub, ſein Ohr iſt dem Tonreich verſchloſſen, jenem Reiche, zu deſſen Herrſcher ſein Genie ihn wie keinen andern erkor.“

„Ach, welch' ein Unglück!“

„Ja, meine Kinder, ein Unglück iſt's für ihn und für die Kunſt, denn jener Sinnesmangel iſt ein Bleigewicht, das an ſeinem Leben zehrt, ſeinen Geiſt niederdrückt und ihn mit ſich und der Welt zerfallen macht.“

„Er ſpielt noch immer!“

„Dies Fantaſiren auf verſtimmter Violine iſt läſtig und furchtbar peinlich, wir dulden es, ohne uns zu beſchweren, denn ſonſt erhielte der Meiſter wieder die Wohnung gekündigt, ſo wie es bereits in einigen Quartieren der Fall war.“

Nach ungefähr zwanzig Minuten nahm das Spiel ein Ende.

Man hörte haſtige Schritte.

„Ah, jetzt kleidet er ſich an.“

„Ich höre die Thüre gehen.“

„Ganz recht, um dieſe Zeit verläßt er gewöhnlich die Wohnung, um einige Stunden im „Blumenſtock“ zuzubringen, ſo heißt nämlich ein Gaſthaus im Ballgäßchen, wo er ſich öfters einfindet.“

Das Dienſtmädchen brachte Kerzen und meldete Herrn Kern, der natürlich gleichangenommen wurde.

„Was bringen Sie uns, Papa Balthaſar?“ fragte Joſefine munter.

„Ich muß mit Ihnen ſprechen, meine Lieben.“

„Thun Sie das in Gegenwart von Madame, wir haben keine Geheimniſſe.“

„Graf Marſan war bei mir.“

Joſefine erröthete.

„Er drang in mich, ihm Ihre jetzige Wohnung anzugeben.“

„Und Sie?“

„Ich weigerte mich, es zu thun, bevor ich Ihre Erlaubniß dazu eingeholt.“

„Wer iſt dieſer Graf Marſan,“ fragte die Matrone.

Joſef theilte ihr mit, was er wußte.

„In dieſem Falle rathe ich Ihnen, liebes Kind, dem jungen Herrn aus dem Wege zu gehen und von ihm keine Beſuche anzunehmen. Der gute Leumund eines Mädchens iſt leicht getrübt und es iſt ſchwer, ihm den früheren Glanz zu verſchaffen.“

Der Pädagog ſtimmte dieſer Anſicht bei und bemerkte:

„Es iſt derſelbe Fall wie bei einem Vogel; ſobald er einmal aus einer Melodie heraus iſt, bringen alle Orgeln der Welt ſie nicht mehr in ſein Köpfchen hinein; ich werde alſo dem Herrn Grafen rundweg erklären, daß er Sie nicht beläſtigen möge.“

„Beläſtigen,“ entgegnete Joſefine raſch, „wählen Sie ein anderes Wort, ich habe keine Urſache, ihn zu beleidigen. Sagen Sie ihm, ich wünſche er möge mich in meiner Einſamkeit ungeſtört laſſen.“

„Gut, ich will mich dieſes Ausdruckes bedienen. Auch wegen der Lady Wilſon wünſche ich mit Ihnen zu ſprechen.“

„Nun, was iſt's mit dieſer Dame?“

„Ich denke, es wäre an der Zeit, ihrer Einladung Folge zu leiſten.“

„Wir ſind bereit.“

„Ich will Sie alſo morgen abholen.“

„Wo wohnt die Lady?“

„Auf dem Kohlmarkt.“

„Um welche Stunde werden Sie kommen?“

„Um zwölf Uhr.“

„Wir werden bereit ſein.“

„Noch Eins,“ ſagte der unerſchöpfliche Pädagog und zog ein Zeitungsblatt aus der Taſche.

„Was haben Sie da?“

„Es iſt der „öſterreichiſche Beobachter“ von geſtern, nämlich vom 18. November.“

„Was ſollen wir damit?“

„Leſen Sie gefälligſt dieſe Anzeige.“

Joſef las;

„Herr Ludwig van Beethoven wird künftigen Dienſtag den 22. dieſes Monats um Mittagszeit im kaiſ. königl. Redoutenſaale eine große muſikaliſche Akademie zu ſeinem Vortheile geben. Sie beſteht erſtens aus einer ganz neu komponirten Cantate über ein vom Herrn Profeſſor Weißenbach verfaßtes Gedicht; zweitens aus der muſikaliſchen Kompoſition auf Wellingtons Sieg

bei Victoria und drittens aus einer neuen Symphonie."

„Unser Herr Nachbar gibt also eine Akademie?"

„Welche auch Sie besuchen müssen."

„Haben Sie auch die Auslagen bedacht?"

„Man darf keine Ausgaben scheuen, wenn es gilt, etwas zu lernen. Uebrigens bin ich mit Herrn Tadè Weigl, Kunsthändler auf dem Graben, wo Karten und Sitze zu bekommen sind, sehr gut bekannt, ich habe einmal für ihn eine Droßel unterrichtet, welche die Ochsenmenuette heraborgelte, daß man darnach hätte tanzen können; er wird uns Allen unter die Arme greifen."

Die Uebrigen lachten.

„Sie wollen also Herrn von Beethoven um fünf Plätze verkürzen?"

„Wenn Alle so dächten wie Sie, Herr Kern, so würde die Einnahme ihm keinen besonderen Vortheil bingen."

„Der Redoutensaal ist groß genug," schmunzelte der Pädagog, „jetzt aber muß ich fort."

„Warum so eilig?"

„Ei, ich habe noch einen Gang in die Stadt zum Kaufmann Reich; ich muß mir dort einen Vogel abholen, den er zu mir in die Lehre gibt; dergleichen geschieht aber am besten in der Nacht, wo es in den Straßen ruhig ist, damit der Vogel nicht zu sehr allamirt wird. Der Kaufmann Reich ist ein sehr berühmter Mann, und zwar noch aus dem Neuner Jahre, wo er den Bonaparte in einen gar gewaltigen Schrecken versetzte.

„Der Kaiser wohnte in Schönbrunn und hatte anbefohlen, daß sich stets einige Ordonnanzoffiziere des Bürgermilitärs in seiner Nähe befinden sollen.“

„Eines Tages traf die Ehre den Kaufmann Reich, den man in ganz Wien nicht anders als „schöner Reich“ nannte.“

„Der Bonaparte ritt eben von Wien nach Schönbrunn mit einer großen Suite von Marschällen, Ordonnanzoffizieren, darunter der schöne Reich.“

„Vor der Linie draußen staubte es aber so fürchterlich, daß dem Bonaparte, der im Galopp ritt, der aufgewirbelte Staub lästig wurde, und er der Suite zurückzubleiben winkte.“

„Das geschah denn auch; aber der Mensch denkt und das Pferd lenkt; der schöne Reich saß auf einen hartmauligen Gaul, der sich der bonapartistischen Zurücksetzung nicht fügen wollte und sich's in den Kopf setzte, dem Franzosenkaiser zur Seite zu bleiben.“

„Der bürgerliche Renner nimmt daher auf einmal Reißaus, schießt über alle Marschälle Frankreichs hinaus und stürzt gerade auf Napoleon zu.“

„Der Kaiser parirt glücklich seinen Schimmel, sieht den bewaffneten Bürger erschrocken, mißtrauisch und grimmig an und der schöne Reich muß stante pede nach Wien zurückreiten; seit damals hat er den Spitznamen „der Napoleonschrecker“ erhalten, und als die Franzosen fort waren und die Unserigen wieder in Wien einzogen, hieß es eine Weile, der schöne Reich werde für seinen kühnen Ritt irgend eine Auszeichnung erhalten, aber die Angelegenheit scheint ein-

gefroren zu ſein, und da man jetzt keine Napoleonſchrecker mehr nöthig hat, ſo wird ſie wahrſcheinlich auch gar nimmer aufthauen. So! jetzt geh' ich. Ich wünſche allerſeits eine ruhſame Nacht."

„Gute Nacht, Herr Kern!"

Siebzehntes Kapitel.

Der Herr Nachbar.

Der Morgen iſt herangebrochen, des Tages Licht kämpft aber noch mit der ſchwindenden Dunkelheit.

Zwei Kerzen erleuchten eine geräumige Stube.

Der Bewohner derſelben hat eben, es iſt die ſechste Frühſtunde, das Lager verlaſſen und ſitzt bereits an einem Pulte und arbeitet.

Blicken wir um uns, die Einrichtung iſt bürgerlich, hübſch, aber nicht koſtbar, ein Fortepiano, auf dem eine Violine und eine Viola liegen, iſt ohne Zweifel das theuerſte Stück des ganzen Ameublements.

Da der Lichtkreis der Kerze zu klein iſt, ſo können wir einige Gemälde an der Wand nicht genau wahrnehmen; dem Schreiber gegenüber auf dem Pulte ſteht ein Rahmen, in dem ſich ein Papier mit neun Zeilen deutſcher Schrift befindet.

Die Züge dieſer Schrift ſind charakteriſtiſch.

Die Zeilen lauten:

„Ich bin, was da iſt"

„Ich bin Alles, was ist, was
war, und was sein wird.
Kein Sterblicher Mensch
hat meinen Schleier aufgehoben."
„Er ist einzig von ihm selbst
und diesem Einzigen sind
alle Dinge ihr Dasein schuldig."

Die Zeilen enthalten zwei Sätze im Sinne jener Inschriften, wie sie an den egyptischen Tempeln gefunden werden, und wenn man der Angabe ihres Besitzers glauben darf, so rühren sie in der That von einem Isistempel her, er nahm sich die Mühe, sie abzuschreiben und hatte sie nun eingerahmt vor sich auf dem Schreibepulte stehen, denn er hielt diese Worte für den Inbegriff der höchsten und reinsten Religion.

Wohin das Auge sich von hier auch wendet, es trifft auf Unordnung, die Stube ist noch nicht aufgeräumt, Bücher und Manuskripte sind hier und dort ordnungslos aufgeschichtet, der Arbeiter sitzt zwischen Stößen von Papier, hat einen Stift in der Hand, liest sorgfältig in einem umfangreichen Manuskript und macht seine Ausbesserungen.

Er scheint eben an ein Werk die letzte Hand anzulegen.

Betrachten wir ihn näher.

Er trägt einen grauen Hausrock, ein Mittelding zwischen Schlafrock und Kapotte, an den Füßen ein paar Filzschuhe, und um den Hals ein nachläßig geknüpftes Tuch.

Der Körper ist klein und gedrungen, der Knochenbau stark, die Muskulatur kräftig.

Der ohnedem große Kopf wird durch einen Wald ſtruppiger, ſchwarzgrauer Haare dem Scheine nach noch vergrößert, das offenbar vernachläßigte Haar gibt ihm ein verwildertes Ausſehen.

Das Antlitz glatt und bartlos, war wie mit einem Firniß von Roth und Braun überzogen, man erkannte, daß es in letzterer Zeit anhaltend der freien Luft und den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt ward.

Unter der breiten hohen Stirne zeigt ſich mehr verſteckt ein kleines braunes Auge, eine breite Naſe, dagegen ein gut geformter Mund mit einem überaus liebreichen Lächeln, das Kinn mit ſeiner beiderſeitigen muſchelartigen Vertiefung, verlieh der Phyſiognomie einen gütigen Ausdruck, den ſelbſt die ſtörriſche Laune, das mißtrauiſchſte Brüten, ja ſogar ein Zornausbruch nicht zu verwiſchen vermochte.

Dieſer Mann, dem Alter nach an die Mitte der Vierzig ſtreifend, war Ludwig von Beethoven, der nächſte Nachbar der Frau Agnes Bergmann.

Wir weilen ſchüchtern am Eingange des künſtleriſchen Heiligthums, deſſen Weihe nur der begreift, der zu faſſen vermag, was hier geſchaffen wird; aber wir werfen auch einen Blick nach Außen und — welch' ein ſchreiender Gegenſatz!

Drinnen der Meiſter, der an einer ſeiner gigantiſchen Schöpfungen die letzte Feile anlegt und im Vorzimmer ſein Diener, eine treue, fleißige Seele, der ebenfalls ſchon an der Arbeit ſitzt und d'rauf los ſchneidert mit einem

Eifer und einer Begeiſterung, als ob es gelte, ein Kleid für die Ewigkeit zu ſchaffen.

Drinnen die Kunſt, draußen das Handwerk, drinnen die Poeſie, draußen die Proſa.

Jetzt erhob ſich Beethoven, fuhr mit der flachen Hand über die Stirne, als banne er die dichteriſche Begeiſterung und wecke ſich ſelbſt aus dem poetiſchen Traume, dann rief er: „Kaffee!“

Der Bediente kam herein und der Meiſter, von ihm unterſtützt, begann perſönlich die Bereitung des Frühſtücks.

Während der Diener Waſſer und Milch zum Feuer ſtellte, ſaß Beethoven am Tiſche und zählte aus einer blechernen Büchſe ſechzig gebrannte Bohnen heraus, die er in die Kaffeemühle ſchüttete.

„So,“ ſagte er, „jetzt kannſt Du den Kaffee machen, hab' Acht, daß kein Korn herausſpringt.“

Und der Schneider — dieſem Handwerk huldigte der treue Diener ſeines Herrn — ſetzte ſich nieder, nahm die Mühle in den Schooß und begann emſig die Kurbel zu drehen, dabei hielt er die Linke wie einen ausgeſpannten Schirm ſchützend über die Mühle, damit ja kein treuloſes Korn entſpringe und den Unwillen des Meiſters erwecke.

Während dieſes Geſchäftes entſpann ſich folgende Unterhaltung.

„War Deine Frau ſchon hier?“

„Der Diener verneinte durch eine Kopfbewegung.“

„Wann wird ſie kommen?“

Der Diener rief mit überlauter Stimme, indem er ſich Mühe gab, das, was er ſagte, durch forcirte, ſcharf

ausgeprägte Bewegung ſeiner Lippen verſtändlich zu machen: „Um acht Uhr!“

„Sag ihr, ſie möge zur Frau von Streicher gehen und ſich in meinem Namen um ihr Befinden erkundigen.“

Wir müſſen zum beſſeren Verſtändniß erwähnen, daß die Frau des Dieners nicht im Hauſe wohnte, ſondern einige Male des Tages dahin kam und ihrem Manne das Eſſen brachte. Frau Nanette Streicher, deren Gatte Andreas Streicher ein Jugendfreund Friedrich von Schillers war, gehörte zu den wärmſten Verehrern Beethovens und leiſtete dem Meiſter öfters hilfreiche Hand, wenn es galt die häusliche Unordnung der Junggeſellenwirthſchaft herzuſtellen.

Der Diener nickte und rief: „Schon gut, Euer Gnaden!“

In dieſem Momente richtete ſich Beethovens Geſtalt gerade auf, er ſchien um mehrere Zoll größer geworden und gewann ein imponirendes Anſehen; die kleinen Augen traten in ungewöhnlicher Größe hervor und rollten, den Stern nach oben gewandt, im Kreiſe herum, über ſeine Stirne zog es wie eine Wetterwolke, und man erkannte an der Majeſtät der Erſcheinung, daß in dieſem Augenblicke der Geiſt einen ſeiner mächtigen Gedankenblitze in die ſterbliche Hülle geſenkt habe.

Ohne ſich zu regen blieb Beethoven einen Moment lang in dieſer begeiſterten Stimmung, dann bewegte er ſich mechaniſch zum Pulte und zeichnete ſtehend einige Takte mit jenen kurzen flüchtigen Linien, die man eher für Beiſtriche als für Noten halten möchte, die aber wie gewiſſe

unanſehnliche Menſchen im Herzen ein Paradies von Gefühlen und im Kopfe eine Welt von Gedanken bergen.

Der Diener beachtete dieſe Zwiſchenſcene nicht, er glich dem Lazzaroni, dem der tobende Vulkan alltäglich iſt, während der gebildete Wanderer ſich glücklich ſchätzte, wenn er Zeuge eines ſo göttlich erhabenen Schauſpiels ſein könnte.

Der Diener bereitete den Moccatrank und kam eben damit zu Stande, als der Meiſter ſich zu dem Sofa begab, um die Taſſe zu erwarten.

Während des Frühſtückes wollte der Diener ſich entfernen.

„He, wart' ein wenig!"

„Befehlen, Euer Gnaden?"

„Wer ſind die jungen Leute bei unſerer Nachbarin?"

„Muſikanten!"

„Oho, doch nicht Virtuoſen, die herumziehen, die Kunſt zu maltraitiren?"

„Sie ſpielen Flöte und Harfe."

„Harfeniſten alſo?"

„Sie muſiciren aber recht hübſch."

„Na, wenn's nur Dir gefällt, Du verſtehſt es!"

„Ah, Euer Gnaden, warum ſoll ich's nicht verſteh'n, ich bin ja bei Ihnen!"

Beethoven lachte.

„Ich rathe Dir, halte feſt an Deiner Nadel und kümmere Dich nicht um meine Noten."

Während dem war der Tag völlig angebrochen, die

Kerzen wurden gelöſcht, die Vorhänge geöffnet und Beethoven machte ſich wieder an die Arbeit.

Dem Beiſpiele des Herrn folgte der Diener.

Bald herrſchte in dem Quartiere die frühere Stille, innen folgte Note auf Note, außen Stich auf Stich.

Eine Weile ſpäter verließ der Meiſter wieder die Arbeit und rief: „Friſch Waſſer!“

Der Diener eilte mit einem mächtigen Krug zum Brunnen und als er zurückkam, fand er den Herrn bereits im tiefſten Negligée am Waſchbecken und nun fand eine der eigenthümlichſten Scenen ſtatt.

Beethoven begann den Inhalt eines Waſchkruges um den andern über die Hände und den niedergebeugten Kopf zu ſchütten, dabei murmelte er Anfangs leiſe, dann wurde er lauter und immer lauter, bis er endlich, und das war ſein Geſang, laut zu heulen anfing, wobei ſeine Augen rollten und ſeine Begeiſterung mit jedem Kruge zunahm.

Ohne auf ſeinen durchnäßten Zuſtand zu achten, begab er ſich zum Schreibtiſch, notirte flüchtig einige Gedanken und kehrte dann zum Becken zurück, um die Waſchung von Neuem zu beginnen, wobei er womöglich noch fürchterlicher ſang.

Während dieſer Scene ſtand der Diener ſeitwärts und blickte ernſt d'rein, und verzog keine Miene, denn hätte er's gethan, es wäre um ſeinen Dienſtplatz geſchehen geweſen.

Er ſah, wie das Becken überfluthete, wie der Gebieter über und über im Waſſer ſtand, wie der Zimmer-

boden ganz überſchwemmt war, und er ſtörte jetzt die naſſe Begeiſterung eben ſo wenig wie früher die trockene, er achtete dieſe „Stunde der tiefſten Meditation“ ſeines Herrn.

Aber die heutige Waſchübung ſollte doch nicht ohne Störung vorübergehen.

Beethoven ſtand noch immer am Becken als die Thüre aufflog und ein großer, robuſter Mann hereinſtürzte, es war der Hausherr.

„Herr von Beethoven,“ brüllte er mit einer Stimme die an die Poſaunen von Jericho mahnte, „jetzt hab ich's genug!“

Beethoven ſtierte ihn mit einem fürchterlichen Blicke an und ſagte dürr, trocken, als ob er in ſeinem Leben keinen Tropfen Waſſers geſehen hätte: „Ich noch nicht!“ darauf goß er wieder einen Krug über die Hände.

„Herr von Beethoven,“ ſchrie der Hausherr weiter, „ich hab es Ihnen bereits dreimal geſagt, daß ich mein Haus nicht ruiniren laſſe, das Waſſer dringt bereits durch den Boden und rinnt in mein Zimmer.“

„Das iſt nicht möglich!“

„Gehen Sie hinab und überzeugen Sie ſich.“

„Die verdammten Baumeiſter!“ bedauerte Beethoven brummend und ergriff zum Entſetzen des Herrn noch einen Krug.

„Herr von Beethoven, ich erſuche Sie ernſtlich, Ihre Waſchungen einzuſtellen.“

„Thut mir leid, ich kann ohne dieſen türkiſchen Brauch nicht leben.“

„Dann werden Sie so gut sein, mein Haus zu verlassen.“

„Muß es gleich sein?“

„Ich werde Ihnen kündigen.“

„Thun Sie was Sie wollen, aber lassen Sie mich in Ruhe.“

„Ich hab' gleich Bedenken getragen, Sie in's Haus zu nehmen, denn ich hab schon gehört, Sie bleiben in keinem Hause lang wohnen.“

„Das ist wahr, versetzte der Meister mit Laune, und ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, wenn ich Hausherr wäre, ich würde mich selbst in meinem Hause nicht dulden.“

Dieses naive Bekenntniß brachte den entrüsteten Hausherrn zum Lachen und Beethoven goß sich nun den letzten Krug über den Kopf.

Der Andere sah ihn verblüfft an und sagte:

„Ich begreife nicht, wie Ihnen diese Wascherei Vergnügen machen kann?“

Der Meister sah ihn wehmüthig an und erwiederte:

„Mein hochgeehrtester Hausherr, Sie begreifen gar Manches nicht, was mir Vergnügen macht, so wie Sie anderseits gar Vieles nicht fassen, was mich schmerzlich berührt oder bis ins tiefste Leben verwundet. Jetzt haben Sie die Güte und lassen Sie mich allein, ich muß arbeiten.“

Der Hausherr war höflich genug, den Miethsmann zu grüßen, brummte noch Einiges Unverständliche in das Kinn hinein und stieg dann in seine Wohnung hinab,

wo der sich immer mehr ausbreitende nasse Fleck am Plafond seine Galle fast neuerdings rege machte.

„Heute ist's schon wieder aus mit der Arbeit," sagte Beethoven zu seinem Diener, „geh', bring' jetzt das Zimmer in Ordnung."

Nach einer Stunde hatte der Diener in das Chaos einige Ordnung gebracht, die Aufregung des Meisters hatte sich ein wenig gelegt und er dachte schon daran, sich wieder an die Arbeit zu machen, als ein Besuch gemeldet wurde.

Herr Varnhagen von Ense bat vorgelassen zu werden, der Meister kannte diesen Herrn aus früherer Zeit.

Herr von Ense war nämlich schon im Jahre 1809 in Wien gewesen und befand sich vor und während der Wagramer Schlacht im Hauptquartier des Erzherzogs Karl.

Der Empfang war freundlich und Varnhagen lenkte nach kurzer Einleitung das Gespräch auf Beethovens bevorstehende Akademie.

„Aufgeschoben, schon aufgeschoben," sagte der Meister mürrisch, „man darf keine Akademie ankündigen, ohne auf Verschiebungen gefaßt zu sein, doch was will man machen? Der Kongreß ist ganz sicher keine musikalische Akademie, denn von Harmonie ist bei ihm keine Rede, aber deßhalb ist er doch bereits mehrmals aufgeschoben worden. Meine Akademie wird erst Dienstag den Neunundzwanzigsten stattfinden, ich hoffe man wird meine Kompositionen verstehen. Die „Symphonie" in

A-dur, nun, Sie werden Sie hören, es iſt etwas d'ran, der Kenner wird Manches herausleſen, der „Schlacht bei Victoria“ habe ich mich auch nicht zu ſchämen, nur die Cantate: „Der glorreiche Augenblick“*) will mir nicht behagen. Der Text, von Doktor Weißenbach in Salzburg verfaßt, iſt gar zu barbariſch, es iſt möglich, daß man in Salzburg ſehr gute Nockerl kocht, aber vom Textdichten ſcheint man dort wenig zu verſtehen. Doch wir wollen gerecht ſein, das kleine Salzburg hat für die Menſchheit genug gethan, es hat uns einen Mozart gegeben und das iſt genug. Uebrigens habe ich ſchon gehört, man führt im Sinne, mich für die Cantate mit dem Diplom eines Wiener Ehrenbürgers zu beehren, für eine meiner ſchwächſten Arbeiten! Doch, was liegt daran? Man kann am Ende von einem Magiſtrat nicht verlangen, daß er auch Muſik verſtehen ſoll; freilich hat er ſich neulich auch beim Schuſterjungen mit dem corpus juris eine Blöße gegeben, aber wer kann es aller Welt recht machen? Nicht einmal ich, der verrückte Muſiken ſchreibt!“

Der preußiſche Publiziſt, Herr von Enſe agitirte damals zu Gunſten Preußens gegen Sachſen, begann nach und nach mit der Urſache ſeines Beſuches herauszurücken.

Fürſt Anton Radziwill, der es unternahm, Göthes „Fauſt“ in Muſik zu ſetzen und in der Kompoſition ſchon weit vorgerückt war, wollte Beethovens Bekanntſchaft machen und von Enſe ſollte das einleiten.

*) Erſchien neuerer Zeit mit verändertem Texte unter dem Titel „Preis der Tonkunſt“ im Druck.

Der Meiſter ſträubte ſich gegen den Empfang des Fürſten.

Ich will mit vornehmen Herren nichts zu thun haben! rief er unwirſch aus.

Wie ungerecht Sie ſind! lautete die Replik, Fürſt Radziwill iſt der Schwager des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, deſſen frühen Tod Sie eben ſo bedauerten, als Sie ſeine Kompoſitionen hoch ſchätzten. Wenn die Vornehmen ſich mit Kunſt befaſſen, verdienen ſie unſere erhöhte Achtung. Die Muſik des Fauſt iſt vortrefflich, Bettina hat ſich ganz entzückt darüber gegen Goethe geäußert.

Ah, Bettina, welche Erinnerung! Das liebe, geiſtreiche Kind, ich verlebte, als ſie vor vier Jahren hier war, herrliche Stunden mit ihr. Sie wohnte in der Erdberger Hauptſtraße im Birkenſtock'ſchen Hauſe und wir lebten gerade im Frühlinge. Ach Gott, hätte ich mit Bettina eine ſolche Zeit verleben können, wie der Goethe, ich hätte noch viel mehr Großes producirt. Oh, der Muſiker iſt auch ein Dichter, die Muſik iſt eine höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philoſofie; die Muſik iſt der Wein, der zu neuem Schaffen begeiſtert, und ich, ich bin der Bachus, der für die Menſchen dieſen herrlichen Wien keltert und ſie geiſtestrunken macht. Mir iſt auch gar nicht bange um meine Muſik, ſie kann kein bös Schickſal haben, wem ſie ſich verſtändlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit ſich andere herumſchlagen. Meinethalben, der Bettina zu Liebe, dem Prinzen Louis zu Ehren, Ihnen zu gefallen, ſagen Sie dem Fürſten Radziwill, ich bin bereit, ihn zu empfangen.

Varnhagen, froh den Zweck ſeines Beſuches erreicht zu haben, verließ bald darauf den Meiſter und Beethoven begann wieder an ſeiner A-dur Symphonie zu feilen, von der viele der damaligen Recenſenten des In- und Auslandes das Urtheil fällten:

„Nun haben die Extravaganzen dieſes Genie's das Non plus ultra erreicht, Beethoven iſt reif für das Irrenhaus!“

Ende des zweiten Bandes.

Gedruckt bei J. Stöckholzer v. Hirschfeld.